

Michaelstr. 56/58
lung
ferei
laswerk
lerArt
s in Neuß
RDING, Büchel 4
im Oktober, Anmel
habend v. 7-10 Uhr
ing Neuß, Büchel 4
Honorar sehr mäßig
OTTSCHALK
72

Dank!

en
enleiden
änden in allen
onte. In meiner
rmoor-Naturheil-
30 Jahre mit
verbannte ich dem
Wirtungsgelien Su-
ähnte Leben den
Edward Korte,
um. Angestellter,
naturheilkundliche
anerkannte Gr-
rungen, Schlap-
nd Gefühlen.
eben Geheilter.

Jahreszeit

mpfen, Socken,
ken, Wolle,
eto.

auerhaft bei
ftstr. 112 (a. d.
rücke) Ruf 3824

servatorium

lorf

Hugo Balzer

in der Musik

Musikseminar

ule:

Bühnen-Reife-
semble-Klasse,
stik und the-
ngen mit Or-

ft:

27

320

utofahrer!

hen der Reifen

ntle, wenn Sie

lassen

der Dampf-

er-Anstalt

Mayer

Hafenstr. 20,

etropol-Garage

Ware, sofort

nach folgende

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Wintergerste,

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 39 — Sonntag, 29. September 1935

Rund um das Telefon

Ursprünglich war das Telefon oder der Fernsprecher — wie wir diese Einrichtung merkwürdigerweise seltener nennen — ganz sicher nicht zum Instrument des Ueberflusses und des Geschwätzes ausersehen. Heute wird es eine Frage sein, die nicht so einfach zu beantworten ist, ob der größere Teil der Telefongespräche (wobei man vornehmlich an Ortsgespräche zu denken hätte) geschäftlichen Sinn hat oder sogenannte Privatgespräche sind. In dem einen Falle wäre also das Telefon ein Gebrauchsgegenstand, im anderen Falle ein Luxusgegenstand. Ob man diese Statistik jemals führen wird, das ist eine Frage, mit der sich die Post zu beschäftigen hätte. Der Hausherr oder der, der die Telefongebühren zu bezahlen hat, beschäftigt sich schon viele Jahre lang damit, und in jedem Monat nimmt er sich vor, das Telefon für die so oft gewünschten Privatgespräche zu sperren, und er verschiebt diesen Entschluß einfach nur aus dem Grunde, weil er eigentlich nichts dagegen hat, daß auch privat telefoniert wird, sondern weil er sich nur gegen die Mengen von Gesprächen widersetzt, die auf seine Kosten geführt werden.

Telefonieren kann zum Sport ausarten; es gibt Frauen, die stundenlang telefonieren können, wie es ja auch Frauen gibt, die stundenlang auf der StraÙe stehen können und sich bestens unterhalten; das Stundenlangtelefonieren ist eine Abart davon, gleichsam die kultivierte nächste Stufe dieser Beschäftigung; das muß selbst auf die Gefahr hin gesagt werden, diese Feststellung könnte Aergernis erregen und Zorn entflammen. Ja, es gibt sogar Frauen, die sich zum Telefonieren auf die „Kautsch“ legen oder die das Telefon am Bett haben, weil sie das Fernsprechen dann länger aushalten können. Denn seit einigen Jahren kann man ja das Telefon umstüpseln wie eine Lampe: es hat Stechkontakt, und es gibt seitdem Telefongespräche an Orten, an denen einst unter keinen Umständen ernsthaft mit anderen Leuten gesprochen und verhandelt wurde. Die GroÙen dieser Erde, die mit Angebot und Nachfrage oder sonstigen einschlägigen Artikeln zu tun haben, können also praktisch die größten Geschäfte dorten abwickeln, wo sonst das Schweigen wohnt, und damit ist auch jener Ort, der von der übrigen Welt einst durch eine herzbeschnittene Tür getrennt war, seines einstigen Rufes beraubt worden, daß er eine Art von letzter Zuflucht vor den Bedrängnissen dieser Welt war.

Fraglos, daß das Telefon eine sehr wichtige Angelegenheit ist; man kann sich Handel und Wirtschaft garnicht mehr ohne diese Einrichtung denken; nur Dichter vermögen das zu tun; sie sagen, daß dann eben das Tempo des Lebens und des Handelns entsprechend verlangsamt werde, daß man dann wieder Briefe schreiben werde, gute und schlechte, zärtliche und grobe, und daß es vielleicht sogar dann auf den Büros und Schreibstuben interessanter werde. Aber wenn man sich diese unsere Zeit ohne Telefon vorstellen müßte, so müßte man schon allerlei Phantasie haben. Ganz sicher wäre das Leben ruhiger; denn das Telefon ist das Mittel, mittels dessen ein jeder an jedem Tag und zu jeder Stunde sprechen kann, wenn er nur will und wenn der andere Teil eben ein Telefon hat. Nachts sollte man das Telefon soweit von sich entfernt haben, daß man es unter gar keinen Umständen hört; Aerzte, Detektive, Polizeileute aller Grade und sonstige „ununterbrochene Berufe“ natürlich ausgenommen! Denn wir könnten sie ja eines Tages einmal dringend anrufen müssen. Und erst in einem solchen Falle erkennen wir voller Ehrfurcht, wie schön es eigentlich ist, ein Telefon im Hause zu haben. Das Gefühl, so Tag und Nacht mit allen nur möglichen Leuten verbunden zu sein, ist erhebend und gibt einem eine außerordentliche Sicherheit und Ruhe; hört man etwa im Garten oder draußen am Fenster jemanden sich ernsthaft bemühen, einmal persönlich in die Wohnung hineinzuschauen, ohne das Recht dazu zu haben, hört man, daß sich nächtlicherweise jemand bemüht, uns den einen Ueberzieher zu stehlen, den wir für den Winter draußen im Flur schon hängen haben, — dann können wir die Polizeiwache I oder II oder gar die Feuerwehr anrufen, sie möchten den eben im Anmarsch befindlichen Einbrecher bitte abholen kommen. Am besten ruft man ja die Feuerwehr nicht an; sie hat nichts damit zu tun, mit Einbrechern.

Das Telefon hat seine Lichtseiten und seine Schattenseiten; man sieht es, indem wir so schreiben, nur flüchtig; wer selbst ein Telefon beruflich oder privat hat, der weiß ein Lied davon zu singen. Die Post ist nämlich nicht bange; sie schreibt jeden Monat eine Rechnung, und sie hat jedes Gespräch gezählt, das wir im Laufe des Monats über den Draht geführt haben; da kann man noch so leise den Hörer abnehmen; es hilft nichts; denn diese Zählung geschieht automatisch, und bei dieser Gelegenheit — wenn die Rechnung kommt — entsteht in vielen Familien und bei vielen Firmen der monatliche Krach; wegen der vielen Stadtgespräche, wegen der vielen Privatgespräche. Privatgespräche, die andere auf anderer Leute Kosten am Telefon führen, sind besonders ärgerlich für den, der sie bezahlen muß.

Männer sind übrigens nicht viel besser beim Telefonieren, als die Frauen. Sie können es auch; sonst sehr ernsthafte Männer können am Telefon einen unheimlichen Quatsch reden; sie telefonieren gern; sie kommen sich irgendwo wichtig vor, und ehe sie das große Wort „Ich rufe vor eins nochmal an!“ ausgesprochen haben, dehnen sie sich auf dem Kontorstuhl, lächeln suffisant und spielen mit dem Bleistift oder malen Männchen oder Zahlen auf das Papier, das gerade vor ihnen liegt. 75 Pro-



Am Telefon

Foto: Dr. Weller, Bavaria Verlag (Gauting)

zent aller Telefongespräche sind auch bei Männern zu lang und vielleicht sogar überflüssig; ich habe diese Statistik bei mir selbst gemacht; vielleicht ist mir die Post nun lebenslänglich böse, daß ich im Begriff bin, ihre Einnahmen zu mindern; aber daran kann ich mich nicht stören. Meine Wahrheitsliebe drängt mich schon lange Jahre zu dieser Feststellung. Bestimmt könnte man aus 3 Telefongesprächen ein einziges machen, wenn man es richtig anstellen würde. Aber wir „rufen vor eins nochmal an!“ oder wir müssen uns diese oder jene Sache „noch einmal durch den Kopf gehen“ lassen, ohne daß wir auch nur dran dächten, es zu tun; beim nächsten Anruf hat sich nichts ereignet. Daß das Telefon den Tod der Liebesbriefe mit auf dem Gewissen hat, darüber sind sich die Fachleute einig; das Telefon und die Feigheit! Denn das Telefon ist gewissermaßen auch in diesen Dingen „freibleibend“ wie das Angebot in Melasse oder Hundekuchen, in Futtermitteln oder Auszugsmehl.

Erst wenn man eine Tante in Yokohama wohnen hat, mit der man einmal im Jahre zu deren Namenstag, auf Portiunkula, zu telefonieren pflegt, und erst wenn man aus Yokohama einmal einen Anruf bekommen hat, daß besagte und betagte Tante Portiunkula endlich . . . gewiß, das könnte ja eine Falschmeldung sein, aber immerhin, es ist doch ein schönes Gefühl, so über Land und Meer über die Banknoten dieser Tante ganz sachlich mit einem Notar sprechen zu können.

Es gibt natürlich auch groben Unfug am Telefon; so sollte man niemals für andere Leute am Telefon etwas bestellen, was sie garnicht zu erhalten gewünscht haben. Auch Aerzte sollte man mit solchen bössartigen Anrufen nicht aus der nächtlichen

Ruhe stören. Keinesfalls aber sollte man anderer Leute Stimme am Telefon nachmachen und tun, als ob man der Nachgemachte wäre. Das ist häßlich und kann zu bösen Verwicklungen führen. Nicht daß mir das noch mal einer tut!

Von Liebesleuten und Liebeslauten am Telefon wollen wir dann bei dieser Gelegenheit lieber nicht sprechen. Das müssen wir denen überlassen, die davon wissen; wir nämlich stammen noch aus der Zeit, da man Briefe schrieb und sich wohl hütete, dem kalten Draht die eigene Herzensbewegung anzuvertrauen. Das machten wir mit dem Federhalter; wir waren also „self made“ Männer, und infolgedessen haben wir es auch nicht mehr erlebt, daß die noch so Geliebte am Telefon etwa gesagt hätte „Huch — Nein!“, was bei den kultivierten Stämmen der Neger Zentralafrikas ein direkter Scheidungsgrund sein soll.

Es soll Generaldirektoren, Sportredakteure, Politiker und Kaufleute geben, die in den Ferien weder ein Telefon hören noch sehen wollen; das sind die Satten dieser Welt; wir kleine Köter aber freuen uns geradezu, wenn das Telefon schellt, wir rennen an den Apparat, stehen da — linke Hand in der linken Hosentasche — und sind einigermaßen stolz, daß uns auch einmal einer zu sprechen wünscht; für uns ist das Telefon gleichsam ein Lebensmittel, und wir machen uns gelegentlich irgendeine Verbindung mit irgendeinem bedeutenden Mann, um diesem dann zu sagen, daß wir uns vertan hätten mit der Nummernwahl.

Es gibt ungeheuer viele Kombinationen in diesem Spiel der weltumspannenden Drähte.

Dias

Peter Erkelenz (Neuß) über:

„Kalifornisches Intermezzo“

Rückerinnerungen an Hollywood

NR. 6

Das plötzliche Absinken der Konjunktur war natürlich für alle in Hollywood anhängigen und davon betroffenen Künstler ein schwerer Schlag. Daher brachte sich auch die Mehrzahl davon nach ihren Heimatländern in Sicherheit. Mir persönlich lag eine solche Kapitulation keineswegs.

Wenn auch die amerikanische Schauspielergewerkschaft, die Actors Equity, sich nach Kräften bemühte, die ausländischen Schauspieler zur Abreise zu drängen, wenn auch gleichzeitig in den Studios für amerikanische Filme die Parole ausgegeben wurde, keine fremdländischen Akteure mehr! wenn auch die Einwanderungsbehörde rücksichtslos alle Mittel aufwandte, um den ausländischen Künstlern den Aufenthalt, wo nicht überhaupt unmöglich, da doch so teuer zu machen, wie es eben ging, und wenn schließlich auch meine Varnittel sich neuerdings zu erschöpfen drohten, so war ich doch keineswegs geneigt, diesem konzentrischen Druck kampflös zu weichen.

Ich war entschlossen, Zeit und Umstände meiner Abreise in voller Freiheit selber zu bestimmen. Was mich aber dieser Entschluß an Geld und Nervenkraft noch kosten sollte, zeigte sich bald. Meine letzte halbjährige Aufenthaltserlaubnis war abgelaufen. Mein neuerliches Gesuch war noch nicht entschieden, aber ich hatte von Washington den Bescheid bekommen, daß ich vorläufig in Kalifornien verbleiben dürfe, bis die Entscheidung fallen würde. Sollte die Regierung meine Abreise zu einem bestimmten Zeitpunkt verlangen, so würde ich rechtzeitig d. h., dreißig Tage vorher, in Kenntnis gesetzt werden.

Eine solche Benachrichtigung erging nicht, aber die Zollbehörde erkundigte sich inzwischen schriftlich, wie meine Angelegenheit künde. Mein Anwalt, der meine Sache für mich mit Washington betrieb, verbot mir zu antworten, er würde das selber tun. Wie sich später herausstellte, hatte er aber das versäumt, und ich hatte ungeschuldbarweise den Schaden zu tragen.

Eines Nachts erschienen zwei Emigrationsbeamte in meiner Wohnung, zeigten einen Ausweisungsbefehl vor und forderten mich auf, ihnen unverzüglich zu folgen. Eine halbe Stunde später wurde ich, trotz des Nachweises meiner Unschuld, ins Kreisgefängnis eingeliefert, das sich im vierzehnten Stadtviertel des Rathauses von Los Angeles befand.

Auf eine Kaution von 500 Dollar hin, die mir meine Freunde besorgten, wurde ich am nächsten Morgen auf freien Fuß gesetzt. Einige Wochen später wurde nach vielen peinlichen Verhören der Ausweisungsbefehl als irtümlich ergangen zurückgezogen.

Damit hatte ich die Freiheit meiner Entschlüsse wiedererlangt, und als mir jetzt nahegelegt wurde, über Mexiko auf Grund einer Quotazuteilung regelrecht einzuwandern und im Laufe der Zeit das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, da entließ ich mich jedoch, das kalifornische Intermezzo zu beenden und in mein deutsches Vaterland zurückzukehren.

Diese eine Nacht in einem amerikanischen Gefängnis war ein — wenn auch äußerst peinliches, so doch höchst interessantes — Erlebnis. Man könnte fast von einer Gefängnismaschine sprechen, so blüppelhaft war alles eingerichtet, so exakt funktionierte alles. Hier waren in geradezu umheimlicher Weise alle technischen Errungenschaften dem Strafvollzug dienstbar gemacht. Ich konnte ein ganzes Buch über das schreiben, was ich in diesen fünfzehn Stunden gesehen, gehört und erlebt habe — aber das würde den Rahmen dieser Schilderung sprengen.

Daß aber selbst bei den unangenehmsten Dingen, die einem passieren, der Humor sich einzuschleichen weiß, zeigte am nächsten Tag eine Notiz in der Zeitung, die folgendermaßen überschrieben war: „Der Gefängnisdirektor aus der deutschen Version von „Menschen hinter Gittern“ heute selber hinter Gittern!“. Ich brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Die ganze deutsche Filmkolonne amüsierte sich herzlich über diesen Zwischenfall.

Ich nahm mir noch ein paar Monate Zeit in Hollywood, absolvierte noch einige größere und kleinere Filmarbeiten — u. a. bearbeitete ich einen japanischen Film, der die Christenverfolgungen in Japan des frühen sechzehnten Jahrhunderts schilderte, für den abendländischen Markt — und trat endlich Mitte April des Jahres 1932 von San Francisco aus meine Rückreise nach Europa an.

Den regelmäßigen Seeverkehr von der Westküste Amerikas nach Europa versehen fast ausschließlich Frachtdampfer mit beschränkter Passagierabteilung. Nachdem das Schiff einige Tage zuvor in Puget Sound, zwischen Seattle und Vancouver, mit schwerem Nebel zu kämpfen hatte, war jetzt völlige Klarheit und Windstille eingetreten. Kurz nach Sonnenuntergang fuhren wir durch das Goldene Tor hinaus und nahmen dann Kurs nach Süden.

Am nächsten Morgen lag der Stille Ozean so spiegelglatt in der blingenden Frühlingssonne vor uns, wie ich das noch nie zuvor gesehen hatte. Das blieb die vollen zehn Tage so, die wir verlebten, um den Panamakanal zu erreichen. Von der täglich zunehmenden, schließlich ins Tropische übergehende Hitze konnten wir uns durch Bäder in einem großen Segeltuchbassin erholen, das an Deck zwischen den Masten ausgepannt war.

Fast ständig in Sicht der kalifornischen, dann mexikanischen, dann mittelamerikanischen Küste durchplügte der Dampfer die östliche Glätte des Pazifik. Nur selten passierten wir ein entgegenkommendes Schiff, um so häufiger aber ganze Schullen von Walflüssen, die das öde Einerlei der Meeresfläche mit ihren sprudelnden Riesenfontänen belebten. Nachts spannte sich das Firmament über einer tropisch glühenden Welt wie eine Halb- kugel aus blauschwarzem Samt, überfüllt vom Sterngefülle südlicher Zonen.

Nicht eine Zeit geruchlosen Nachdenkens über die Ereignisse der letzten vergangenen Jahre, einer inneren Rechenhabslegung über alles, was man erreicht, was man gelernt, was man schließlich selber geworden war. Das heißt, die Erinnerungsbilder an sich verlagerten immer mehr, der Erlebnisfaden dagegen schälte sich immer klarer und reiner heraus.

Zwei Dinge wurden zur Gewissheit. Erstens: vergeblich waren die in Hollywood durchlebten und durchlittenen Jahre nicht. Sie haben mir immerhin reiche technische, organisatorische und künstlerische Kenntnisse vermittelt. Was aber unvergleichlich wichtiger ist, sie haben für mich wertvolle Erkenntnisse zutage gefördert, neben denen die Frage nach Karriere machen und Geldverdienen eine absolut untergeordnete Rolle spielt.

Das zweite ist aber ebenso gewiß: eine Erfüllung vermochte und vermag Hollywood nicht zu geben. Ich bin sicher, wenn alle deutschen Schauspieler, die dort gearbeitet haben, sich auf Herz und Nieren prüfen und der Wahrheit die Ehre geben: sie können kein anderes Urteil fällen. Das hat einen durchschlagenden Grund oder, besser gesagt, einen zweifach, nach Gehalt und Form, durchschlagenden Grund.

Inhaltlich gesehen, entspringt das Filmprodukt Hollywoods — und zwar mit Notwendigkeit — der hoch kapitalistischen Gesellschaftsstruktur Amerikas (dieser Satz ist mit allen sich daraus ergebenden Produktionskonsequenzen auf Seiten der Hersteller und allen Aufnahmebedingungen seitens des Publikums zu verstehen). Daß Hollywood trotzdem immer wieder mit außerordentlichen Filmkunstwerken aufwarten weiß, ist nicht etwa verwunderlich, sondern selbstverständlich.

Das hebt aber die Gültigkeit des Gesagten in keiner Weise auf. Auch vergangene oder uns sonstwie fernstehende Epochen haben große Kunstwerke hervorgebracht, die noch heute genießbar sind. Aber es sind, zeitlich und räumlich gesehen, nicht die unsrigen. Unsere Zeit und unsere Nation braucht andere zeit- und artgenosse Werke. Deutschland will Filmkünstlern, die seiner eigenen werdenden Gesellschaftsstruktur entspringen und entsprechen.

Die formale Seite des Problems rollt noch umfassendere Perspektiven auf. Formal gesehen, ist der Film durchaus dialektischer Charakter, oder, besser gesagt, er sollte in diesem Sinne erkannt oder gestaltet werden. Dahin ist gewiß noch ein langer Weg. Der Film ist noch viel zu sehr in den Formen anderer Künste, wie des Theaters, des Romans, der Graphik etc. befangen. Aber es gibt für ihn keine Wahl, er muß sich emanzipieren und auf seine formale Eigenartlichkeit bestimmen.

Der Weg dazu erhebt sich für jedermann, der dem dialektischen Charakter der Filmform auf die Spur gekommen und sich



Foto: Ufa

klar darüber geworden ist, daß alle Filmwirkung zwischen den Bildern und Bildelementen — daselbe gilt vom Ton — gelegen ist und auf den Kontrast- und Konfliktspannungen zwischen diesen beruht, nicht aber auf den Bildern als solchen.

Ebenso wie bei der Musik nicht etwa „der Ton die Musik macht“, sondern die entsprechenden Beziehungen zwischen den Tönen (also Harmonie, Melodie, Komposition etc.) jenes geistige Gebilde ausmachen, das wir Musik nennen. Die Töne sind nur Reize und Zeichen, die den geistigen Gehalt der Komposition dem Bewußtsein erschließen.

Das Gleiche gilt vom Film. Das Spiel von Licht und Schatten gewinnt nur dann Sinn, wenn es auf ein geistiges Gebilde bezogen ist, das hinter den sinnlichen Eindrücken erkennbar wird. Kunst ist Geist, Sinneswahrnehmungen nur Zeichen. Nur aus dieser Grundeinstellung lassen sich die Geleise des Films ableiten, nach denen dann allerdings die Entwicklung des Films ganz anders verlaufen wird, wie der Trost des Alltags es mit sich bringt.

Soweit ungefähr war meine Auseinandersetzung mit Hollywood geblieben, als der Panamakanal in Sicht kam. Da es bereits nach sechs Uhr abends war, mußten wir vor Anker gehen, weil die Schiffe nur bei Tageslicht durchgeschleut werden können. So beschloßen fast alle Passagiere, Damen wie Herren, an Land zu gehen, um sich einmal das Leben und Treiben in diesen tropischen Hafenplätzen Valboa und Panama anzusehen. Vielleicht nur in Singapur oder Shanghai ist das Getriebe phantastischer, das Völlergewimmel bunter, die Vergnügungsquartiere hemmungsloser als hier am Panamakanal, durch dessen engen Schlund sich der Schiffsverkehr zwischen zwei Weltmeeren hindurchzwängt.

Einige zwanzigtausend Dollar hatte der Kapitän für die Durchfahrt zu erlegen, die in etwa sieben Stunden vorstatten ging. In zwei Schleusenstufen ging es hinauf zum See von Miraflores, eine halbe Stunde später noch eine Stufe bis auf das eigentliche Kanalniveau. Auf der atlantischen Seite bei Colon wird der Höhenunterschied durchlaufend vermittels einer dreistufigen Schleusentreppe überwunden.

Damit war das berühmte Karibische Meer erreicht, und es schien gleich am zweiten Tage sich zu bemühen, seinem üblen Ruf Ehre zu machen. In der Nacht erhob sich der Hurricane und setzte mit elementarer Gewalt daher. Aber das war, wie der Kapitän uns am nächsten Morgen versicherte, nur ein langames Anbläuen. In Schwingung wurde er morgen kommen, und wirklich Ernst machen werde er erst am vierten Tage!

Das war ja eine erfreuliche Aussicht! Wir waren auf allerhand gefaßt. Was dann aber in der fünften Nacht aus Panama losbrach, war wie eine Entfesselung höllischer Kräfte! Das Riesenschiff wurde in heftigen Schlingerkurven auf- und niedergeschleudert, daß es in allen Fugen frachte. Mitten in der Nacht schlug das Wasser hoch über Bord und überschwemmte den Maschinenraum, so daß die Dampferung und die Lichtanlage stillgelegt werden mußten. Nun war das Boot hilflos dem Anprall der Wogen preisgegeben.

Ein junger amerikanischer Student, der sich als Küchenjunge hinarbeiten wollte, um in Heidelberg seine Studien zu vollenden, hatte bis zum Verlöschen der Schiffsbeleuchtung mit einigen Deckoffizieren gezecht. Kaum hatte er sich in seiner Kabine in Deckhöhe zur Ruhe gelegt, da stürzte eine haushohe Welle über Bord, hob die äußere Kabintentür aus den Angeln, zerstückte die Türfüllung der inneren und schmetterte sein halbes Gesicht, darunter seinen vielgeliebten Smoking, hinweg. Bei- nahe wäre er selber über Bord gespült worden.

An der darauffolgenden Nacht hatte der Sturm ein wenig nachgelassen, aber da die Regewolken sehr tief hingen und jede Radiopfeilung unmöglich war, so mußten wir etwa sechs Stunden vor der Monapassage still liegen, die zwischen den Inseln Haiti und Portorico hindurchführt. Erst in den frühesten Morgenstunden war es möglich, einen Stern anzuvisieren und die Fahrt durch die Passage fortzusetzen.

Dann ging der Kurs so stark nach Norden, daß ich nach den Einzeichnungen im Kartenhaus den Eindruck bekam, wir würden geradezu auf das Nordkap zutreiben. Wie mir aber der Kapitän auseinanderlegte, stellte diese Kurve nur die scheinbare Schiffsbewegung dar infolge der Krümmung der Erdoberfläche. Endlich am Abend des dreizehnten Tages nach unserer Ausfahrt aus Frisco kam die englische, dann die französische Küste in Sicht, und nach Einbruch der Dunkelheit fuhren wir, vom französischen Loten geleitet, in den Hafen von Le Havre ein.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und es wurde den Passagieren gestattet, bis zum Montagmorgen an Bord zu bleiben. Den Sonntag benutzten wir, um Le Havre selber, vor allem aber die wundervolle alte Stadt Rouen mit ihren drei berühmten gotischen Kirchen und dem allen Kunsthistorikern vertrauten Kartuspalast zu besichtigen. — Der Montagmorgen brachte dann die Fahrt durch die herrliche, gartenhaft schöne Landschaft der Normandie und das untere Seinelal bis Paris. Der Eindruck der liebevoll gepflegten, bis in den letzten Winkel unter Kultur genommenen Landschaft war unbeschreiblich im Kontrast zu der rohen, großflächigen Landschaftskultur Amerikas.

Es war in den nächsten Wochen ungemein schwierig, sich nach viereinhalbjährigem Aufenthalt in Amerika wieder an europäische Verhältnisse und europäische Denkweise zu gewöhnen. Man verippte im Zusammenstoß mit europäischem Leben immer wieder Ueberraschungen, man hatte gleichsam Europa neu zu entdecken und sich in europäische Ausdrucksformen wieder einzugewöhnen. Das war in den ersten Monaten keineswegs leicht.

Ganz fundamental aber war das Kontrasterlebnis zwischen diesen beiden Erdteilen. Wenn es auch letzten Endes klar war, daß Amerika kein völlig fremder, sondern ein Tochtererdbteil von Europa war, so drängten sich doch die gewaltigen Unterschiede höchst einprägsam auf. Man kam aus einem Lande, in dem der einfache Mann auf der Straße die Einzelheiten Europas etwa so ansah, wie wir die Wälderstaaten und zur deren Hölde untereinander er weder Verständnis noch Interesse hatte. Und kam in eine Welt, die allen darin lebenden Völkern zu enge und bezogen von nationalen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Spannungen erfüllt war. Der unkomplizierte Amerikaner schien es doch leichter zu haben als der traditionell gebundene und problembehaftete Europäer.

Besonders in Deutschland schien sich ein ungeheurer Kampf anzubahnen, der veraltete Strukturen beiseite jagen und einer Neugestaltung aller Dinge zum Durchbruch verhelfen sollte. Was mich bei meiner Rückkehr nach Berlin besonders interessierte, war das Ringen um eine Neuordnung des gesamten Filmwesens. Hier war bei den zur Nacht drängenden Kräften der Wille spürbar, den deutschen Film mit den Naturgegebenheiten des Volkstums wieder in Verbindung zu bringen und in die Mitarbeit am kulturellen Wiederaufbau Deutschlands einzubeziehen.

Seither sind nun die organisatorischen Voraussetzungen Deutschlands für einen Wiederaufstieg geschaffen. Und wenn der sonnende deutsche Film das erfüllt, was Regierung und Volk im Dritten Reich füglich von ihm erwarten, dann wird Deutschland das erste Land des Films werden, wie es das erste Land der Dichtung und der Musik ist. Dann werden deutsche Schauspieler nicht mehr den Drang nach Hollywood verspüren, sondern die Amerikaner und anderen filmischaffenden Völker werden nach Deutschland kommen, um zu lernen, wie ein erwachsenendes, sich auf seine eigene Kraft bestimmendes Volk auch seinen eigenen Ausdruck in der Filmkunst findet.

Ende.



Tiere, unbewusst



Was man „offiziell“ nicht bringt Turnier aus der Pferdesperspektive



Zwischenakt mit Schirmen

diesem Augenblick nur bestätigt, daß es richtig handelte, und muß sich nur wundern, daß die Welt für die Taten aus richtiger Erkenntnis so wenig Verständnis haben. Nein, es hat nichts gegen das Wasser an sich, und auch nichts gegen den Mann, der trübt und wütend ist. Es findet nur, daß der Reiter diesseits

gehört überlassen. Wie es sich in einem Einzelfall tatsächlich verhalten hat, das sprach von einigem Pferdeverstand und einer gewissen Galanterie im Umgang mit Damen.

Grundsätzlich ist es natürlich so, daß das Pferd als Kavallerie den Zuschauern überhaupt das Schauspiel des Abwerfens hätte vorenthalten müssen. Aber da die Dame nun scheinbar doch einmal abgeworfen werden mußte, so ließ es sich kaum sorglicher machen. Das Pferd wußte bestimmt, daß es eine Dame trug und es darum zum mindesten ungalant gewesen wäre, sie so ohne weiteres und mit einem Mal in den Wassergraben zu werfen, was höchstens bei einem Herrn noch angehen mag. Es suchte sich daher ein anderes Hindernis für seinen Zweck aus, gebürdete sich dabei weder ungeh. h. sich noch wild, sondern lenkte

Das Milieu

Man darf hier nicht „Müllsch“ schreiben, diese Turnierplatz-Atmosphäre hat nichts mit Zille zu tun, sondern ist ein richtig französisch geschriebenes Milieu. Nicht gerade so abenteuerlich wie in Kriminalfilmen, die eine besondere Vorliebe für Rennen und Rennbahnpublikum haben, aber doch immerhin aus der Sphäre der Bürgerlichkeit gehoben, sei es durch das Monopol, das der Herr oder die Dame trägt, die Gepflogenheit des äußeren Menschen und die weltmännische Art, sich zu geben.

Auch die jüngsten erzählen zum Beispiel von Horst-Emscher oder von Berlin-Hoppegarten oder von London und Paris, wo sie vielleicht vor ein paar Wochen waren. Die jüngeren Herren so zwischen 12 und 16 verstehen es, mit der Leica sachgemäß umzugehen, sicher können sie auch Autofahren, und wenn sie einer Dame die Hand küssen, so geschieht das mit einer vornehmen Leichtigkeit, wie sie den gewöhnlichen männlichen Sterblichen erst ein paar Jahre später so formvoll zu gelingen pflegt.

Junge Reiterinnen sind hübsch und elegant, und nicht mehr ganz junge geben sich umso sichtbarer Mühe, es zu scheinen. In den Kostümen legt man weniger Wert auf Affirmation an den jeweiligen Turnierort als darauf, daß man sich so auch etwa in Berlin sehen lassen kann. Allerdings gilt das nur für das Publikum, das den Pferdesport nur so aus Liebhaberei und mehr aus gesellschaftlichen Gründen liebt. Die Passionierten sind ganz anders, Reiter und Reiterinnen wetterhart und ohne anderen als sportlichen Ehrgeiz. So ein Passionierter hat strenge, energiegeliche Hände, aber wenn er mit seinem Pferd glücklich durchs Ziel ist, dann gibt es niemand, der so behutsam und liebevoll einem Pferd den Hals klopfen kann wie er. Es scheint sogar, daß der Umgang mit den Pferden eine gewisse Angleichung zwischen Reiter und Reiter hervorbringt, ohne daß man dabei gleich an wieherndes Geräusch denken braucht.

Philosophie am Wassergraben

Für den bössartigen Laien ist gewöhnlich das „Ereignis“ eines Turniers, wenn ein Reiter ins Wasser plumpst. Das ist ein bedauerlicher Tatbestand, der sehr zu denken gibt. Gewöhnlich merkt man es dem Gaul schon von weitem an, wenn er vorhat, an dem Wassergraben zu boden. Dann regt sich in den Zuschauern ein schadenfreudiges Vorgefühl, das mit jedem Satz auf das Hindernis zu praeludiert, aber gewöhnlich enttäuscht wird, weil der Reiter natürlich auch schon lange etwas gemerkt und

des Grabens ebenso faßig ist wie jenseits. Nur Menschen bilden sich ein, daß sie es schöner haben werden, wenn sie sich anstrengen und Hindernisse überwinden. Die Unschuldsmiene des Pferdes ist ohne Falsch.

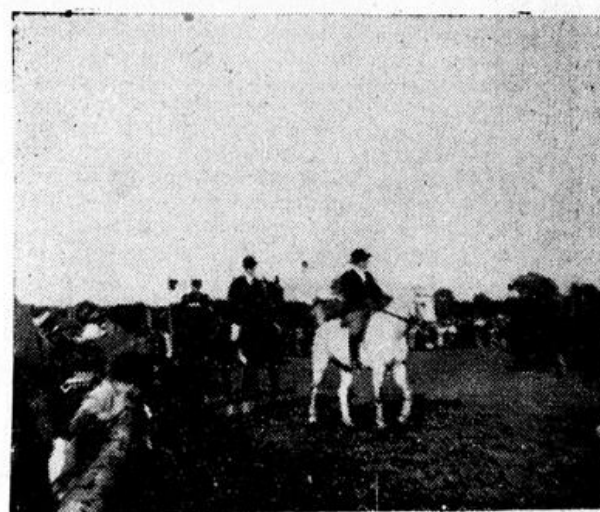
Das Verhalten bei „weiblichen“ Stützen

Darüber könnte Knigge gleich einen ganzen Band Anstandsregeln schreiben, denn es ist zu überlegen: „Wie habe ich mich als Dame in diesem Falle zu benehmen“. Zweitens:



Der rheinische Reiter im Jagdspringen 1935
E. Z. H. H. a. D. B. e. g. e. l. (Machen) erhält die Ehrenplattelle

„Wie ist mein Verhalten als Pferd“ und drittens: „Wie grins ich als Zuschauer herzlich aber unsichtbar.“ Das Verhalten des Pferdes ist in diesem Fall das primäre und darum das wichtigste. Wie es sich ganz richtig verhalten soll, das sei den Pferde-Ex-



Neuer Reiter wird n. geprüf

sich leblich vorne tief zur Erde und hob sich achtern ein wenig, so daß sich eine schöne schiefe Ebene bildete, die der Dame zum Verhängnis wurde, als sie erst einmal auf ihr ins Gleiten gekommen war.

Das Folgende war dann klar. Diskretes Vergnügen auf den Tribünen, das jeden Augenblick bereit war in ehrliches Mitleid umzuschlagen, wenn die Dame Zeichen von Schmerz zeigen sollte. Aber das tat sie nicht. Es war ihr noch eine andere Chance gegeben. Nach dem Mißgeschick ein forschender Mitt von der Springbahn und ein sieghaftes Lächeln, das wog — beim Publikum wenigstens — fast mehr als ein richtiger Sieg.

Schadenfreude als Wirtschaftsfaktor

So etwas hat den zweiseitigen Vorteil, daß es auch den Laien dem Turniersport näher bringt. Es ist gleichsam ein böses Mittel, wenn ein wenig Schadenfreude und ähnliche Gefühle anstelle des Pferdeverstandes die Turnierbegeisterung ausmachen, es wird aber sicher weitgehend durch den guten Zweck geheilt, indem es die Rennwirtschaft ankurbelt, indem es Besucher anzieht, die aus „bratskylicher Stellungnahme“ nicht zum Turnier gehen würden, weil es für sie sowieso feststeht, daß ein Gaul schneller als der andere laufen kann.

W. D.



Zwischen Sattelplatz und Springbahn

sich vorgehen hat. Er denkt gar nicht daran, sich abwerfen zu lassen, wenn das Tier stoppt. Anders ist es, wenn der Gaul den Braven markiert und sich erst am Graben selbst die Sache anders überlegt. Dann muß der beste Reiter dran glauben.

In solch einem Augenblick zeigt sich, wie ein Pferd im Grunde gut und vornehm ist. Es laßt nicht etwa über den triefenden Mann vorsich, wie es das Publikum unverholen tut: Es grinst nicht einmal und wedelt nicht mit dem Schwanz; es scheint nur sehr ernsthaft über etwas nachzudenken, etwas tief Philosophisches, das die Menschen noch nicht begreifen. Es hat sich sicher mit dem Gedanken getragen, welchen Sinn es haben sollte, über das Wasser zu springen, und da ihm dafür keine Notwendigkeit einfiel, die eine Mühe lohnte, so ist es eben als vernünftig handelndes Wesen diesseits des Wassers gelandet. A. F. H. H. in



Zur Siegerehrung angetreten

Aufnahmen: W. Dillinger, Neu3

Schlangen / Von Stephan Georgi

So war es gekommen: In der Nähe des Lagerplatzes, auf dem die von Kalkutta aus in das Innere des Landes aufgekommene Expedition nachigte, hatte Doktor Gibson am frühen Morgen einen noch jungen Tiger bemerkt und sich, sofort von Jagdlust gepackt, mit dem alten Bhabat, seinem indischen Diener, aufgemacht, das Tier zu verfolgen. Stundenlang waren sie unter der bald glühenden Sonne im dichten Dschungel vorgedrungen. Wohl riet der alte, erfahrene Jäger von Zeit zu Zeit, umzukehren und die Verfolgung aufzugeben, indem er darauf hinwies, daß sie sich in einer gefährlichen und unentwirrbaren Gegend befänden; doch Gibson war von eigensinniger Zähigkeit und wollte auf keinen Fall unrichtiger Dinge zurück. So war es endlich geschehen, wie der mahende Alte vorausgesagt hatte: sie fanden verirrt in wegloser Wildnis. Vor ihnen breitete sich hoch und dunkel Urwald aus.

Gibson wuschte sich den Schweiß vom Gesicht und ließ sich auf einem morschen Baumstumpf nieder. Der Jäger blieb stehen, legte die Hand über die Augen, blickte zum Wald hinüber, in die Munde und wieder zum Wald.



Zeichnung: Krusch

Seine Augen nahmen einen ernsten, bereiten Ausdruck an. Schweigend legte er sich. Nach einer Weile fragte er ohne aufzublicken: „Warum wolltest du den Tiger töten, Sahib?“

Gibson sah unwillig auf. Sollte das ein Vorwurf sein? „Warum fragst du?“

„Weil ich weiß, Sahib, daß es nicht Jagdbeute allein war; es war der Haß. Der uralte Haß der Kreatur gegen die Kreatur. Der große Haß, der den Menschen die Waffe in die Hand gibt, der den Menschen des Raubtieres vor Augenwachsen läßt, der die Wälder der Sonne entgegenwachsen läßt, bis ihre Zweige den umstehenden kleineren Bäumen das Licht fesseln, auf daß sie verdorren, der die Stämme mit lodendem buntem Harz überzieht und Giftstaub in den Atem der Vögel legt. Der Urhaß der Natur, Sahib.“

„Warum erzählst du mir das?“

Der Jäger sah auf. „Ich weiß jetzt, wo wir uns befinden. Jener Wald dort drüben heißt im Lande „Die Insel der Schlangen“. Wir müssen hindurch, wenn wir die anderen wieder erreichen wollen. Wer aber auf diesem Wege nicht hassen kann, ist verloren.“

Schweigend brachen sie auf und hatten bald den Rand des Waldes erreicht. Mächtige dunkle Bäume ragten empor, ihre Kronen waren stellenweise so dicht verfilzt, daß sie kaum einen Sonnenstrahl hindurchließen. Pflanzen rannten sich an den Stämmen empor, verzweigten sich zu fast unbedeutendlichem Gestrüpp. In dichten Scharen kletterten Millionen von Insekten, Affen sprangen im hohen Geäst, und das Getöse der Vögel durchdrang die Luft; die Luft und schwer flog der Geruch faulender Stämme und Blätter auf, fremde Dünste drangen in die Lungen und erschwerten das Atmen. Bei jedem Schritt, jeder wegbahnenden Arbeit brachen und gewirter Mann auf dem Schweiß aus den Poren. Ein Pflanzengeweig hing dicht vor Gibsons Kopf; er packte ihn, um ihn beiseitezureißen, da wand er sich aaglat durch seine Hand und verschwand im Gestrüpp. Der Jäger hatte recht: mitten in diesem dunklen Urwaldhaas krochen, stoben, wandten sich Schlangen und wieder Schlangen; graue, schwarze, schmutzige, silberne glänzende, riesige Blutekel kletterten an den Stämmen, und an heißen Steinplatten fanden sich weiße Skorpione.

Mit zusammengebißnen Zähnen ging es weiter. Wortlos. Dem Drohenden, Gräßlichen gegenüber, das ringsum lauerte, erscharrten die Lippen. Endlich, nach zwei Stunden qualvoller Mühen, erreichten sie eine Lichtung und schöpften Atem. Im selben Augenblick aber, da sie forschend hervortraten, klang ihnen ein heiseres Fauchen entgegen. „Sahib! Dort!“

Gibson riß die Büchse herunter. Träben, am seitlichen Waldbesäume, entdeckte er den Gegner, einen Panther. Er legte an, aber der Jäger berührte ihn leise, wehrend an der Schulter. Beide wurden Zeugen eines erbarmungslosen Kampfes. Sählich fauchend duckte sich der Panther und starrte herüber. So merkte er die Gefahr nicht, in der er schwebte. Leise, vorsichtig ringelte sich über ihm eine mächtige Schlange vom Baum herab. Näher und näher glitt sie, und plötzlich schoß sie vor. Der Panther brüllte auf, warf sich empor, zerfing mit dem Schweiß das harte Gestrüpp ringsum und wand sich in rasender Wut. Aber die Katter war stärker. Sie umschlang den in verzweifelter Abwehr aufgebäumten Körper und preßte ihn zusammen, bis er die letzten Kräfte verloren hatte und zusammenbrach.

„Der Haß der anderen hat uns vor Gefahr bewahrt“, sagte der Jäger. Dann wies er auf die Sonne, die sich bereits senkte. „Wir werden gut tun, nicht weiter ins Ungewisse zu gehen, sondern hier den Morgen zu erwarten.“

„Nein, nein!“ protestierte Gibson. „Weiter! Der Ort ist entseßlich!“

Wieder ging es ins Dickicht. Noch ein paar Stunden verfloßen, während der sich die beiden Männer mit leuchtenden Lungen durch das Reich des Grauens hindurcharbeiteten. Die Sonne war bereits hinter den Baumtronen verschwunden, als sich abermals eine Lichtung vor ihnen öffnete. „Wir müssen bleiben“, entschied der Jäger und sah sich nach einem Lagerplatz um. Gibson nicht dumm; er war nicht nur mit seinen Körperkräften zu Ende, auch seine Nerven drohten zu versagen. An einer geschützten Stelle ließen sie sich nieder.

Im dichten Blattwerk der uralten Bäume freischten Affen und Papageien, ein großer grüner Käfer flog jurend vorüber, ein Schmetterling tänzelte leichtfüßig von Blume zu Blume, die rings in üppiger Farbenpracht leuchteten. Dann ging die Sonne unter. Keine Dämmerung bereitete die kommende Dunkelheit vor, alles Bunte, Grüne umher wurde unvermittelt schwarz. Dann war es Nacht, undurchdringliche, drückend schwere, lastende Nacht. Wortlos saßen die beiden vor dem Feuer, das der Jäger entzündet hatte. Ihre Blicke bohrten sich in das Dunkel. Monoton klang das Gesumme der vom Lichtschein angelockten Insekten. Und dazwischen hin und wieder ein bald kurzes, bald gedehntes Jischen, manchmal wie zarter Flötenklang. Schlangen.

Gibson legte die Hände an die Schläfen. Seine Pulse hämmerten, die Nerven fieberten. Vor seinen Augen tanzten und verflimmerten die Flammen des Lagerfeuers. Der Jäger sah ihn an. „Schlafe, Sahib, ich werde wachen.“

Gibson versuchte es, schloß die Augen. Noch deutlicher fühlte er das Kochen und Sieden in seinen Adern, das Brausen in seinen Ohren. Endlich fiel er, von Erschöpfung übermannt, in einen unruhigen, qualenden Schlaf.

Das Geheimnis der Bahnhofstraße

Von Reinhold Zimmer

„Ihren Freimut in Ehren, meine Herren: denn wer bekennet gern und mit solcher Offenheit wie Sie, daß er einen Reinfall erlebt und auf welche Art? Aber nehmen Sie mir's nicht übel — bei allem, was Sie heut' berichtet haben, bin ich doch das Gefühl nicht losgeworden, so etwas könne mir nicht geschehen!“

„Nanu — Herr Doktor! Belustigt sah der alte Arzt der kleinen Stadt dem jungen Amtsgerichtsrat ins Gesicht. „Halten Sie sich für betört gegen Reinfälle?“

„Gefelt ist vielleicht nicht das richtige Wort — aber für viel zu vorsichtig und vielleicht auch ein wenig zu geschickt!“

Dieser etwas überheblichen Behauptung des Amtsgerichtsrates antwortete zum Glück nur ein allgemeines fröhliches Gelächter.

„Verzichten Sie sich, meine Herren!“ rief der behäbige Drogeriebesitzer leise mit seinem tiefen Wierb in die Hände, obwohl auch seine Fälligkeit noch immer vor Vergnügen schillerte. „Herr Doktor Ernst ist noch nicht lange bei uns in Altenberg; ganz gewiß ist die Großstadt ein anderes Pflaster und verlangt weit gereifere Menschen. Aber es ist schon mancher dem Verstand der Hauptstadt sicher entronnen und in unserm kleinen Nest hat es ihn erwirkt, gerade weil er glaubte, weniger aufmerken zu müssen!“

„Herr Doktor Ernst ist auch sicher noch nicht durch die Bahnhofstraße gegangen?“ meckerte der Stadtförster fröhlich. Es fiel ihm offensichtlich schwer, sein Zwerchfell wieder zur Ruhe zu zwingen.

Doktor Ernst horchte auf.

„Was ist's mit der Bahnhofstraße? — Irgeendein Geheimnis?“

„Nein, nein! Gar nichts Besonderes! Gehen Sie nur gelegentlich mal durch!“

Die fröhliche Stimmung des Stammtisches in der „Stadtbrauerei“ schlug bald die Brücke zu mannigfachen anderen Unterhaltungen, und die Neugierde des Amtsgerichtsrates blieb unbefriedigt; die Andeutung des Stadtförsters ließ ihn jedoch nicht ruhen. Hier konnte sein ganzer Ruf als vorsichtiger und gewitzter Mann auf dem Spiele stehen. Hatte er zuviel behauptet, sich zu weit vorgewagt? Sollte ihm nur eine verdeckte Absicht zuteil werden, oder verbarg sich wirklich etwas anderes hinter dem Gerede von der Bahnhofstraße, die von dem hochgelegenen Kleinstadtbahnhof bergab nach dem beschiedenen Ring des Städtchens holperte?

Amtsgerichtsrat Ernst beschloß, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Als am nächsten Tag die Glocken der alten Kirche Mittag läuteten und nach der strengen, beinahe geordneten Ordnung alle Ämter für eine Stunde ihre Arbeit unterbrachen, ging er wie zufällig durch die Bahnhofstraße bis nach dem schlichten, roten Gebäude, ließ sich vom Strom der Reisenden des Mittagzuges aufnehmen und schritt, wie selbst eben vom Bahnhof kommend, wieder zur Stadt zurück.

„Hallo! Alter Freund!“ Ein sauber gekleideter, schon ergrauter Mann, ein wenig zittrig und am Stod gehend, stand vor Dr. Ernst. Mit freundlichen, wasserblauen Augen schaute er ihn treubergig an und hielt ihm mit so offener Gebärde die Hand hin, daß der Amtsgerichtsrat nicht umhin konnte, einzuschlagen.

„Wie ich mich freue! Sieht man dich auch wieder mal, liebe, alte Seele?“

Wolter Zweifel schaute Dr. Ernst dem Manne prüfend ins Gesicht, der ihm in herzlichster Wleberlebensfreude unablässig die Hand schüttelte.

„Kannst mich wohl gar nicht mehr, lieber Freund? Denk nur mal richtig nach — wirst mich schon kennen! — Unteroffizier Herbst! — Wo hast du denn gedient?“

Der Morgen hämmerte, als er, leise berührt, sich aufsprang. Selbstsam rauch und schwer klang die Stimme des Anders: „Es ist Zeit, Sahib, setze deinen Weg fort.“ Gibson starrte den Gefährten fassungslos an. Der Alte verzog die Lippen zu einem dünnen Lächeln und wies auf seinen nackten Fuß.

„Eine Kobra, Sahib. Ich war selbst schuld. Sie war plötzlich vor mir, und als ich sie erblickte, zog ich erschreckt das Bein an. Da schoß sie vor und biß. Ich fürchtete mich, eine Sekunde lang, ich hatte eine Sekunde lang vergessen, zu hassen. Das war mein Tod.“

Gibson brachte kein Wort hervor. Fieberhaft suchte er nach der Arzneischachtel. Aber der Jäger winkte ab. „Es hilft nichts mehr. Laß ab und fliehe. Gehe zurück zu den Lebenden; ich gebe ein in das Reich des Nichts.“

Er schwieg. Seine Augen wurden mählich gläsern, die Lippen bläulich. Aber um seinen Mund lag ein Lächeln. Der Tod durch die Kobra ist leicht.

Minutenlang stand Gibson ohne Sinn, ohne Gedanken, ohne Bewußtsein. Erst als drüben die Papageien mit ihrem Getöse begannen, wachte er auf. Sein Blick fiel auf die Schlange, die der Jäger nachher mit dem Messer getötet hatte. Ein Grauen überfiel ihn. Der andere lag hart. Zu helfen war nicht mehr. Er raffte die Büchse auf. Fort! Fort! Stürzte davon zum jenseitigen Wald hinüber, arbeitete sich allein durch das dicke, harte Gestrüpp der Lianenarme. Mit leuchtendem Atem, schaumbedeckten Lippen schritt um Schritt vorwärts. Eine dunkelgrüne Schlange ringelte sich vor ihm auf. Er erschlug sie mit dem Kolben. Fort! Weiter! Seine Sinne waren stumpf geworden; er merkte kaum, daß Gesicht und Hände bluteten. Wie ein Trunkener wollte er vorwärts, nahm kaum wahr, daß der Wald lichter wurde, daß der Urwald wieder zur Dschungel und die Dschungel zu freiem, langsam ansteigendem Land führte. Er achtete kaum darauf, als er menschliche Stimmen vernahm, bekannte Stimmen von Leuten der Expedition, die in weitem Bogen um den Urwald herumgegangen waren und sich nun auf dem Wege nach Dardjiling befanden.

Man kam ihm entgegen und fragte bestürzt, woher er komme.

„Aus der Hölle!“ fluchte er. Dann sank er ohnmächtig zusammen.

Alle seine Garnison- und Kriegsbegehrlichkeiten ließ Dr. Ernst im Geschwindschritt aufmarschieren; die Mühe war vergeblich. Unteroffizier Herbst war nicht darunter. „Es tut mir sehr leid — aber ich weiß wirklich nicht...“

„Na, wenn nicht vom Militär, dann kennen wir uns eben woanders her!“ Vorsichtig schaute der Alte seinem Gegenüber ins Gesicht; bestimmten Merkmalen schien er endlich einen Anhaltspunkt für die Möglichkeit des früheren Bekanntheits zu entnehmen und forschte schließlich: „Wo hast du denn studiert?“

„In Tübingen, am Neckar und in Jena...“

„Ja, selbstverständlich, in Tübingen, freilich, freilich! Da war doch mein Onkel Bedel, und ich bin in der Universität ein- und ausgegangen! Daher also! Gut, hast du deine Sache gemacht damals! Und hochanständig warst, auch sehr gut, immer, sehr nobel, stets gerecht — das muß man sagen! Alles, was wahr ist! Du gingst doch damals mit der kleinen Blondin — wie hieß doch das Mädchen gleich...?“

„Nein! Das stimmt nicht — groß und braunlodig war sie, und heute ist sie meine Frau!“

„Ach, ja, richtig! Man wird alt und vergeßlich! Was macht sie denn, deine liebe Frau? Geht's ihr gut? Und wie geht's dir denn, lieber Freund? Hast du dein Auskommen?“

Dr. Ernst machte jetzt merklich Miene, dem Fremden seine Hand zu entziehen, die der Nebelige noch immer festhielt und lebhaft schüttelte. Es war erfolglos.

„Liebe gute Seele“, sagte der Mann wieder mit einem unvergleichlichen Blick, freudvoll und leidvoll zugleich, „mir ist es nicht so gut gegangen, leider! Sieh mal her: Nicht auf etwas Tabak reicht mir's mehr!“

Er wies den leeren Kopf der alterstschwarzen Stummelpfeife vor, die er „falt“ geraucht hatte.

„Hast du noch ein Groschen bei dir oder auch zwei, eine Kleinigkeit nur, für etwas Tabak?“

Nun bekam der Richter endlich die Hand frei, entnahm seiner Geldtasche zwanzig Pfennige, die er dem Alten einhändigte, und empfing dessen überschwenglichen Dank.

Auf dem Wege zu seiner Wohnung mußte er über diese heitere Begegnung wiederholt laut aufschauen, so daß sich einige verspätete Schulkinder verwundert nach dem Mann mit dem merkwürdigen Gebaren umschauten. Belustigt sah er zu Mittag, und beinahe hätte er über dem Nachdenken, woher der Mann kenne, den Wiederbeginn seiner Amtszeit verjährt. Auch in den folgenden Tagen blieb diese Frage trotz aller Mühe ungeklärt; der Alte war im Kreis der Bekannten des Amtsgerichtsrates nicht unterzubringen.

In der Woche darauf war die Stammtischrunde der „Stadtbrauerei“ wieder fast vollständig versammelt. „Na, Herr Doktor“, fragte der Drogeriebesitzer ganz beiläufig, „sind Sie schon mal durch die Bahnhofstraße gekommen?“

„Ja!“, sagte der Amtsgerichtsrat lachend, „nur ihr Geheimnis habe ich nicht ergründen können. Einzige ein alter Bekannter hat mich angesprochen, auf den ich mich aber gar nicht zu entsinnen vermag.“

„Unteroffizier Herbst, nicht wahr? Der ist nämlich mit jedem Bekannten, bei dem er Freundlichkeit und ein paar Groschen vermutet. Er ist so ziemlich der geriebteste Bettler, der mir je begegnete, und Sie haben hier, Herr Doktor, wie wir alle, ihren ersten, gründlichen Reinfall erlebt!“

Der Amtsgerichtsrat sah dermaßen verdattert aus, daß es dem andern beinahe leid tat. „Aber ohne Sorge“, setzte er seinen Worten gutmütig hinzu, „wenn die anderen nicht von selber darauf kommen, ich sage es nicht weiter! Nur Ihren nächsten, lustigen Reinfall, den erzählen Sie uns doch von selbst, nicht wahr...?“

Erinnerungen an den großen Krieg:

Erinnerungen an den großen Krieg

Erinnerungen an den großen Krieg

Von Franz Schneller.

Durch das noch schlafende Paris, dessen Häuserfluchten sich zu keiner andern Stunde so klar überblicken ließen, ging die Fahrt. Bald lief die Stadt in Giebelreihen, Arbeitshäuser, Gärten und Villen aus und mündete in der alten Kaiserlichen Route Nr. 3 nach Metz, die schnurgerade das Land durchschneidet. „Das ist die Straße“, begannen die Erklärungen, „auf der 1914 General Gallieni auf Met eines jüdischen Kopfes die Garnison von Paris in Taxis an die Marnefront brachte, wodurch Frankreich gerettet wurde.“ Alle Kriegsteilnehmer werfen einander verständnisvolle Blicke zu.

Nachts und links wurde das Bild dörflicher. „Zum roten Hühnerhof“ nannte sich eine Dörfchen. Fluren, Wälder griffen weit in den Raum, füllte sanft ausschwingende Mulden, flossen über weiche Hügel. Die gewaltig jugale Sprache des Grüns machte schweigen.

Eine Handbewegung des Russen auf eine kleine Villa zur Rechten: Das damalige Hauptquartier General Joffe. Dann der Durc-Kanal, auf dem 1918 die Amerikaner ihre schweren Geschütze zur Front schafften, während die schwimmenden Kasernen die Verwundeten zurückschickten.

Am 4. September 1914 hatte Joffe hier den 5. als Angriffs-tag festgelegt. Aber während der Franzose attackierte, blieb der Engländer, der sich zu müde fühlte, bekanntlich stehen. So entstand jene missliche Lage, die Gallieni zum Feldmarschall machte, dem man zum Dank dafür 7 Kilometer von Meaux entfernt das verdiente Denkmal setzte. Mehr als eine Schlacht ward hier am 13. entschieden. Die alten Frontkämpfer nickten.

„Da draußen, in jenen Wäldern, haben deutsche Manen, und über dieses Feld weg entwickelten sich die deutschen Heeresverbände.“ Nun wiegen sich Ähren im Wind, und weitausladende Baumkronen beschatten friedlich den Rand der Weide.

Im Städtchen Meaux, das in einer Marne-Schleife liegt, wurde kurz haltgemacht. Jedes Schulkind lernt es als Heimat des großen Kämpfers Joffe kennen. Sein Denkmal steht in der Kathedrale und ist mit einer Wappensteinplatte versehen, das die Aufschrift trägt: „Man bittet, das Denkmal nicht zu besetzen, zu berühren und zu verletzeln.“

Über eine Brücke, dreimal im Laufe eines Jahrhunderts vom Krieg gesprengt, ging's durch Trilport, aus Ruinen geschmachtet neu entstanden. Hier begann der Weg über eine blutdurchtränkte Erde mit Denkmälern, Friedhöfen, eingestürzt vom Nachschub der im Weltkrieg gefallenen Alleeen.

Wieder von dem, was sich hier begab, wird vergessen sein, bevor sie Schatten werfen, dachte Kaspar.

Still waren die Dörfer. Nur in einem winzigen Rest sah man eine Chinesin in weiten schwarzen Hosen über die Straße schreiten und an ein Fenster klopfen. Niemand beachtete die Fremden.

Der Wagen stoppte, ein Jagdzug, sie hatten den Belleau-Wald erreicht. Zweieinhalb Wochen war um ihn gekämpft worden. So blieb vom alten Holz nicht mehr stehen als da und dort der Schaftanker einer Eiche.

Die Amerikaner, deren 2. Division hier lagerte, haben das Gehölz gekauft und es zum Nationalheiligtum erklärt. Zwei Jäger, ebenfalls Teilnehmer der Fahrt, gähnten jetzt hinter dem Russen her und besichtigten den Schauplatz des Heldentums ihrer Landsleute.

Mitten im düsternen Gestrüch lagen die Rohstoffe der heutigen Fremdenindustrie: Überreste von Maschinengewehren, zerbrochene Feldflaschen aus Aluminium, Lederstücke, Geschützrohre, die über einen Graben ein.

Hinter dem Wald das Totenfeld aus toter Einheitsgrabscheinen. Arbeiter schnitten den Mähen kurz, Weete mit selten Begonien machten einen gepflegten Eindruck.

Etwas tiefer im Tal des Felds der 6.000 Deutschen. Aus Erparnisgründen waren die Kreuze zweifach beschriftet. Wie ein gepfeiftes Heer schwarzer Gerippe, dem Glas entliegen, aus der Nähe wie ein Ried von Birken sah von weitem diese ergreifende Stätte aus. Keiner der Besucher behielt den Kopf bedeckt. Die Sonne blendete, aber die Strahlen schienen von der Seite des Todes auszugehen. Mit geschulterter Sense stand er hier auf Wache.

In heiliger Stille schlichen die einzelnen auf dem Weg zum Wagen in Gebanken der dunklen Quelle des Schicksals zu. Der dem Leben zugekehrte, hartgeschmiedete Teil der Seele war überaus weich geworden.

Die ersten Ruinen waren vorüber. Stolz, mehr des Schenswerten bieten zu können, wies der Russe lächelnd auf Häuser da und dort, die noch Kriegsnarben trugen, auf ein Denkmal, zu dem jedes zerstörte Haus einen Stein geliefert hatte. Chateau-Thierry.

„Chateau-Thierry“. Ein Ritter des Eisernen Kreuzes gab dem andern das Lösungswort weiter.



Bald in einem Marnebeutel, wo Bayern unter General Nagel gekämpft hatten. Jungwald, Baraden, Ruinen, Höhenzüge, Krüppel alter Bäume. Der Russe, für den alle Einzelheiten Signalfarbe bedeuteten, wachte auf. Er schien sich auf einem Schlachtfeld zu fühlen, warf sich hin und her, deutete mit gezogenem Degen, trieb den Fahrer zur Eile an.

Den englischen Friedhof von Chateau-Thierry schmückte ein helles Steinkreuz mit eingestemtem Bronzefries. „Auch eine Idee, diese Verbindung des Friedenszeichens mit dem des Streites“, murmelte Kaspar.

„Das Viertel von 400 Kilometern, das Sie heute abfahren, ist im Grunde genommen, ein einziger Soldatenfriedhof“, verkündigte diesmal der Russe durchs Sprachrohr. Auf einer Höhe wehte eine riesige italienische Fahne zu Ehren der nutzlos von Kanonen getöteten lateinischen Jugend.

Wieder ein Hügel, und wie zur Erlösung Neben, die berühmten Neben der Champagne im Vorgelände von Reims. Dunkel grünen Lebens über rotes Blut. Die Stadt, in deren Kanonenschatten Kaspar einst gelegen, hatte sich noch nicht ganz aus dem Schutt erhoben.

In einem Andenkenladen dem Gotteshaus gegenüber wurde mit Schirmständern und Vafen aus Geschloßhüllen Handel getrieben. Kleine Zant als Tintenlöcher für Liebesbriefe gingen an „wie warme Semmel“. Auch Sterbekreuze, die Kreuzesbalken aus französischer und deutscher Gewehrmunition bewiesen, wie geschmackvoll dieses Geschlecht seiner Toten gedachte. Stahlhelme, Bajonetts, Mäntel, Mäntel, sogar Fiedelhauben Modell 1870 gab es hier, in beliebiger Menge auch nachlieferbar.

„Wie zum Hohn“, dachte Kaspar, „blieb als einziges Gebäude mitten in der Stadt der dem Kriegsgott Mars geweihte Triumphbogen verschont. Gabe es nicht für den Blick ein unerschütterbares Ziel jenseits aller Dinge, das Ewig-Einzige, wo wirzete noch eine Möglichkeit menschlicher Erfüllung?“ Mit Variationen über diesen Gedanken beschäftigt, folgte er den andern.

Draußen vor der Stadt war das Land schwerer vom Krieg gezeichnet. Mächtige Betonunterstände wurden nahe der Straße von der Pflanzenwelt eingenommen. Geduldig schaute der Pflug sein Domänen fort, der Acker eine Scholle zu schaffen.

„Nach wird es Zeit kosten“, stellte Kaspar fest. „Bergan, dem Chemin-de-Dames entgegen, lockte der Motor.“

Am Ende des Damenweges ragte ein Riesenturm auf zur Erinnerung an einen 27. Mai, das Stillen eines unendlichen Blutvergießens.

„Das ist das Feind!“

Von Karl Schorn, Neuf.

Beim Herumföbern in alten Briefschaften fand ich dieser Tage den Brief wieder, den mir mein Freund Vinzenz Thomanek aus Oberleschen kurz nach unserer Heimkehr aus französischer Kriegsgefangenschaft im Jahre 1920 geschrieben hat. „Erinnerst du dich auch noch an das kleine Mädchen, das mit uns zusammen von Charleville nach Laon fuhr?“ steht da an einer Stelle geschrieben. Und damit hatte ich plötzlich einen Vorfall lebhaft wieder vor den Augen, der an sich genommen nur ein ganz kleines Ereignis auf kleinster Daseinsbühne ausmachte, der jedoch auf uns beide damals unter den besonderen Umständen und durch die Art und Weise, wie er sich abspielte, eine erschütternde und geradezu weltumwälzende Wirkung ausübte.

Zu dritt hatten wir einen Fluchtversuch aus der Strafkompagnie Deuilly am Marnelanal unternommen. Es war der zweite Versuch gewesen, den ich gemeinsam mit Vinzenz Thomanek unternommen hatte. Durch tragisches Mißgeschick (für nähere Darlegungen fehlt hier der Raum) waren wir in den Ardennen wieder eingekerkert worden. Etappe um Etappe, von Gensdarmen begleitet, ging es zu Fuß wieder zurück bis nach Charleville an der französischen Grenze. Dort hatten wir unseren dritten Mann ruhrtrant im Kriegsgefangenenlager zurücklassen müssen. Wir beiden anderen sollten von hier aus bis Laon mit der Bahn transportiert werden. Das war uns nicht unlieb, denn der Fußmarsch durch die Dörfer war der hier aus bis Laon mit der Bahn transportiert werden. Das war uns nicht unlieb, denn der Fußmarsch durch die Dörfer war der hier aus bis Laon mit der Bahn transportiert werden. Das war uns nicht unlieb, denn der Fußmarsch durch die Dörfer war der hier aus bis Laon mit der Bahn transportiert werden.

Auch auf dem Bahnsteig, wo wir die Einfahrt des Zuges erwarteten, waren wir Zielpunkt in einem kreisförmigen feindlicher Wache. Man zeigte mit Fingern auf uns, lachte und schnitt Grimassen. In martialischer Haltung stand der Gensdarm neben uns aufgestellt, so, als ob er die beiden Soldaten soeben verurteilt aus dem feindlichen Graben herausgeholt hätte.

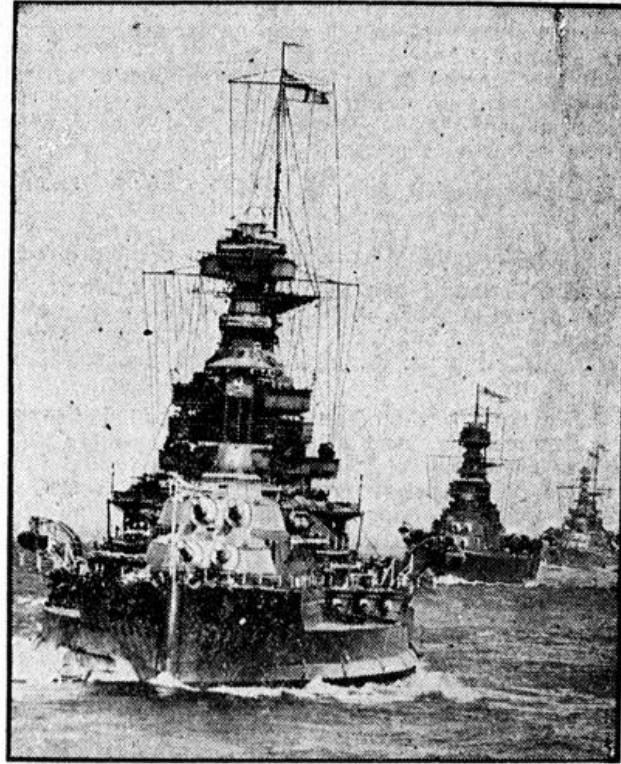
Gott sei Dank! Jetzt kam unser Zug angerollt. Da kein leeres Abteil aufzutreiben war, mußten wir in einem Wagen Platz nehmen, in dem schon ein paar Fahrgäste saßen: Ein Mann in Salbuniform, der auf dem Armel das mehrfache Verwundetenabzeichen trug, mit seiner Frau und einem Töchterchen im Alter

Englische Soldaten im Mandör Tanktruppen vor Beginn der „Schlacht“ bei Hampshire und Wiltshire (Suffex), wo zur Zeit die großen Manöver stattfanden.

Verloren und verweht im weiten Raum tönte die Stimme des Russen, der als Chronist gewaltiger Ereignisse die Zahlenparade der Toten bejubelte, nach Nationen geordnet. Einzelne durchs Sprachrohr geschmetterte Sätze flogen als Felsen an die Ohren und blieben eine Weile hängen: „...1918... Hoch hatte Kavallerie, die Deutschen nicht... Wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie welche gehabt hätten!“

Wie aus einem romantischen Gemälde leuchtete in der Ferne einmal die geheimnisvolle Kathedrale von Laon auf, von Gipsenkerpielen ins bläuliche Grün projiziert. So weit breitet der Raum sich aus, daß trotz rasender Fahrt der ungeheure Schoß des Landes, in dem der Völkerruf Europas verirrte, sich immer weiter öffnete.

Entnommen Schnellers neuem Buch „Blaubuch eines Herzogs“ (Verlag Herder), gleich stark in der Schilderung der Landschaft wie in der Gestaltung der Menschen und der Ereignisse ihres Herzens.



Weltbild (M).

Britische Kriegsschiffe im Mitteländischen Meer

Vorn das Schlachtschiff „Valiant“, das mit einem Geschwader in Alexandria stationiert wurde. In der Mitte das größte Kriegsschiff der Welt, der Schlachtschiff „Hood“, der sich mit dem Schlachtschiff „Menow“ (hinten) und vier Kreuzern, neun Zerstörern und drei Minensuchern in Gibraltar befindet.

von etwa drei Jahren. Ohne Zweifel, wir hatten hier sog. bessere Leute vor uns, und zwar nicht nur Leute besseren Standes, sondern auch besserer Gesittung. Das merkten wir vor allem an der Art, wie die Eltern die natürliche Neugierde des kleinen Mädchens betriebsamer unter Verbot zu befriedigen verstanden, ohne uns zu kränken. Dabei sahen wir bestimmt anders, als im bürgerlichen Sinne vertrauenswürdig aus. Wochen hindurch nicht rasiert und kaum gewaschen, die Kleider verlummt und zerfetzt, ausgehungert und auf wochenlangem Heißjagd durch die Winternächte verwildert — ein Kind hätte es schon mit der Angst kriegen können bei unserem Anblick. Zumal Vinzenz, der damals schon 42 Jahre alt war und auf unserer Flucht fast unsägliches hatte durchhalten müssen, sah mit seinem wüsten graugeschädigten Bart unter dem knochigen Gesicht geradezu furchterregend aus.

Unser Gensdarm hatte inzwischen mit gutem Appetit gefrühstückt. Ein kleines Gepräch kam in Gang. Auch nahm er von dem Herrn in Uniform gern eine Zigarette. Und dann padte die junge Frau ihre Frühstückstasche aus. Es wirkte fast selbstverständlich und garricht sensationell, als das kleine Mädchen jetzt zu uns Gefangenen herüberkam und jedem von uns ein Stück weisbrot und Käse in die Hand gab. Der Gensdarm blickte zum Fenster hinaus und sah nichts. Dann gab es noch Schokolade für uns und Zigaretten. Alles durch die Hand des kleinen Mädchens. Und die junge Frau nickte uns beglückt und aufmunternd zu.

Und dann geschah das Erschütternde. Das kleine Mädchen kam, legte Vinzenz ihre beiden Händchen auf die Knie und blickte ihm strahlend an. Ich sah, wie Vinzenz mit seinem armen Gesicht den Versuch machte, wieder zu lachen — aber es wurde eine furchtbare Grimasse daraus. Ein Gram, das namenlose Elend von fünf durchlittenen Kriegsgefangenenjahren lag darin empor — Vinzenz schlug sich die Hände vor's Gesicht, als ob er sich schämte; es schüttelte ihn wie ein Frost am ganzen Leibe — und zwischen den Fingern hindurch tollerten ihm jetzt die Tränen. (Dabei war Vinzenz alles andere als weichherzig; drei schwere Jahre hindurch war ich mit diesem Mann zusammen gewesen und hatte ihn nie weinen gesehen.)

Die junge Frau sah da, plötzlich erblaßt und blühte in ihren Schok. Der Mann reckte sich hastig und umständlich eine frische Zigarette an. Und der Gensdarm zwirbelte aufgeregt an seinem Schnurrbart herum, dabei in einem fort vor sich hin murmelnd: „C'est la guerre! C'est la guerre! Malheur pour nous tous! Malheur pour nous tous!“ Das kleine Mädchen aber blühte erstarrt und halb erschreckt dem wunderlichen Gebaren von Vinzenz zu.

Da knarrten die Bremsen. Laon! „Deszendez! Aussteigen!“ kommandierte der Gensdarm.

Auf dem Wege zur Zitadelle begann Vinzenz in seinen Rocktaschen herumzutasten und holte eine Photographie hervor. Sie zeigte das Bild eines kleinen, etwa drei Jahre alten Mädchens. Das war sein Töchterchen gewesen, damals, anno 1914, als Vinzenz ausgerückt war. Jetzt mußte das ein Mädchen von mehr als achte Jahren sein, das den Vater nicht kennen würde, wenn es ihm auf der Straße begegnete. Wie zur Entschuldigend für den Vorfall auf der Bahn zeigte er uns beiden das Bild, mit und dem Gensdarmen.

„C'est la guerre! C'est la guerre! Malheur pour nous tous!“ meinte der Gensdarm noch einmal und bot uns aus seiner Feldflasche zu trinken an.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

16. Fortsetzung.

Mit Geld ist man nirgends verloren. Auch wenn man, nur mit einem Badeanzug und einem Pullover bekleidet, sich in einem arabischen Hafen befindet. Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft besaß Fernanda die korrekte Kleidung einer europäischen Dame. Ihre erste Frage galt der „Sana“. Das Pilgerschiff war Tags vorher eingelaufen. Dagegen gelang es Fernanda, dem Frachtschiff „Mac Mahon“ — das sie in Port Said verschlafen und auf dem ohne Zweifel Oliva Bianchi und die anderen reisten — zuzufinduen.

Die Pilger befanden sich noch in Djibda. Fernanda, in Begleitung eines Dolmetschers, fiel es nicht schwer, den Ander Said ibn Mohammed Souru zu finden. Seine wunderbare Heilung hatte sich bereits herumgesprochen.

Als Fernanda den Mann erblickte, der die kostbare Geige gerade in der Hand hielt, wollte sie ihren Augen nicht trauen. Der Augenblick, den sie während Wochen fieberhaft herbeigesehnt, dünkte ihr jetzt, vor seiner Vollendung, unwirklich, traumhaft.

Sie bot sofort hundert Pfund für das Instrument. Der Mann wollte jedoch von einem Verkauf nichts wissen. Als er hörte, daß die Fremde bloß einen Zettel suchte, den die Geige enthielt, war er schließlich bereit, für fünfzig Pfund das Papier ihr zu überlassen.

Nach einer halben Stunde Arbeit war die Geige geöffnet. Fernanda, die jeden Handgriff gespannt verfolgte, wich zurück. Die Geige war leer! Das kostbare Papier war nicht in ihrem Innern. . .

Als Fernanda, entmutigt wie noch nie im Leben, ihren Blick hob, gewahrte sie für den Bruchteil einer Sekunde ein Gesicht, das durch das kleine Fenster in die Werkstatt lugte. Es war das Gesicht eines Europäers, der eine Brille trug.

Von dem Mann mit der Brille war nicht die geringste Spur zu entdecken. Eines war jedoch sicher: er besaß das kostbare Papier nicht! Wäre er im Besitze des Papiers gewesen, so hätte er sich eiligst aus dem Staube gemacht. Der Ander hatte die Geige seit ihrer Erwerbung keinen Augenblick aus der Hand gegeben. Da aber auch die vier das Papier noch suchten, ergab sich die Schlussfolgerung, daß sich die Beschreibung der Aelchhausenischen Erfindung niemals oder schon lange nicht mehr in der Geige befand.

Fernanda erinnerte sich, daß es nutzlos war, sich gegen eine vollendete Tatsache aufzuleben. Wenn sie auch eine falsche Spur verfolgte, so war es immerhin sie, die im Wettrennen nach der Geige den ersten Platz belegte. Und dabei waren die Konkurrenten in diesem Rennen wirklich nicht zu verachten.

Sie begab sich nach dem Hafen und zog Erkundigungen nach der nächsten Reisegelegenheit nach Europa ein.

Jetzt, da sie nicht mehr nach der Geige jagte, wurde sie vom Glück offensichtlich begünstigt. Ein großer deutscher Dampfer, der sich durch irgendeinen Zufall genötigt sah, auf seiner Heimreise von Indien den Hafen von Djibda anzulassen, nahm Fernanda noch am selben Tage mit. „Mac Mahon“ hatte da Djibda noch immer nicht erreicht.

Von Bord der „Samborn“ konnte Fernanda eine Depesche nach der Heimat senden. Einige Stunden später hatte sie die Antwort von Direktor Holmes-Smigula in der Hand.

„Nach falscher Geige gejagt. Sofort nach Berlin zurückkommen. Kopf hoch, Fernanda. Holmes-Smigula.“ In Gedanken hörte Fernanda das Wiehern von Herrn Holmes-Smigula. Und ihre Wiener Klärte sich auf.

zwölftes Kapitel.

Das Zimmer war sechs Schritte lang und ebensoviel breit. Briener hatte bereits tausende Male sich davon überzeugt. Seit neun Tagen schon hielt man ihn gefangen. Das Deprimierendste war, daß sein Kerker keine Fenster besaß. Den ganzen Tag brannte das Licht.

Dreimal am Tage brachte man dem Gefangenen Essen. Doch umsonst hatte Briener nach irgendeinem Buch verlangt. Auch Zigaretten wurden ihm vorenthalten. Täglich besuchte ihn sein „Kerkermeister“.

Er war einer der beiden Herren, die Briener aus der Anleihe von Waischel forgeschafft hatten. Es bereitete ihm anscheinend Vergnügen, sich mit dem Gefangenen zu unterhalten. Der Besucher sprach, und Briener hörte stumm und mürrisch zu.

„Ihresgleichen sollte von ähnlichen Sachen lieber die Finger lassen. Ein kleiner Diebstahl, ein Betrug, bestenfalls eine bescheidene Erpressung ist was für Gauner wie Sie. Die großen Geschäfte müssen Sie gewiegteren Leuten überlassen“, bozierte überlegen der Besucher.

„Geben Sie mir ein paar Zigaretten“, bettelte der Gefangene.

„Sie wollen rauchen?“ fragte lebenswürdig der Mann. „Nein, nein, gedulden Sie sich noch ein wenig. Wenn wir die Geige mit dem Papier haben, werden wir Sie lassen lassen — vielleicht!“ Er blickte Briener rätselhaft an.

„Und wenn Sie das Papier nicht finden?“ schrie Briener.

Wieder lachte der andere. „Dann bleiben Sie, Briener, hier ewig gefangen. Oder was man schon so Gwigkeit nennt. Schließlich können wir Sie nicht jahrelang füttern. . .“ Der Besucher verstummte und betrachtete mit einem kalten Blick den Gefangenen.

Der Besucher stand bereits an der Tür, als ihn die Worte seines Gefangenen erreichten:

„Glauben Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen und Ihren Freunden fürchte. Und was das Papier anbelangt, so bezweifle ich, daß es jemals in Ihre Hände gelangt! Da sind schon längst ganz andere Leute hinter der Erfindung her!“

Der Besucher drehte sich um. Lächelnd maß er Briener. „Andere Leute? Nun, Briener, Sie dürfen es wissen: Die anderen suchen eine falsche Geige!“

Im nächsten Augenblick war er aus dem Zimmer, und Briener hörte das Schloß schnappen.

Der Spott und die niederträchtige Behandlung seines täglichen Besuchers brachten Briener in eine Verfassung, die ihm die Ausichtslosigkeit eines Rückversuchs vergeblich ließ. Er setzte alles auf eine Karte.

Wie immer, kam auch am nächsten Tag der Besucher in den späten Vormittagsstunden. Kaum hatte er das fensterlose Zimmer betreten, da eilte schon Briener auf ihn zu.

„Sehen Sie mal her“, rief er, „aus was man mich zwingt zu trinken!“ Er hielt dem Besucher den Wasserkrug entgegen.

Dieser beugte sich überrascht über das Gefäß. In diesem Augenblick stieß Briener den schweren irdenen Krug mit voller Wucht gegen das Kinn des Besuchers. Wie gefällt fürzte der Mann um. Briener beugte sich ohne Hast über den Bewußtlosen. Diesen brauchte er nicht zu fürchten; es würde bestimmt geraume Zeit vergehen, ehe er zu sich kam. Tastend fuhren Brieners Hände über den Anzug des am Boden Liegenden. In der Hüfttasche des Mannes fand er einen Revolver. Er nahm die Waffe an sich und entschloß sich.

Jedes Geräusch ängstlich vermeidend, verließ Briener den Raum, der ihm als Gefängnis gedient. Seine Annahme, die Wohnung sei nur klein, fand er sofort bestätigt. Er stand jetzt auf einem schmalen, finsternen Korridor, von dem nur drei Türen gingen.

Briener schlich auf Zehenspitzen auf die zu, die durch einen Eisenblechbeschlag und Eisenstäbe als Ausgang sich kennzeichnete. Vorsichtig brückte er die Klinke nieder. Die Tür war verschlossen. Indessen Briener noch überlegte, was anzufangen sei, öffnete sich plötzlich eine Tür.

Mit einem Sprung war Briener vor dem Heranzutretenden. Seinen Revolver dem Manne unter die Nase haltend, rief er drohend: „Hände hoch!“

Der Mann, er war derselbe, der Briener immer das Essen brachte, riß die Arme hoch.

Briener griff mit seiner Linken nach den Taschen des Mannes, doch er fand keine Waffe.

„Öffnen Sie die Ausgangstür!“ befahl er. „Wenn Sie eine verdächtige Bewegung machen, schicke ich Ihnen drei Augen in den Leib.“

Aber der Mann schien völlig überrumpelt. Er betrat, hinter sich Briener mit der erhobenen Waffe, das Zimmer, aus dem er gekommen. Auf dem Tisch lag ein Schlüsselbund; der Mann griff nach ihm und wollte zum Ausgang.

„Halt! Geben Sie mir die Schlüssel und bleiben Sie dort, wo Sie sind!“

Während Briener mit der Linken die Tür aufschloß, hielt er mit dem Revolver in der Rechten den Mann im Schach, dann zog er den Schlüssel heraus und sperrte die Tür von außen zu.

Die Wohnung befand sich zu ebener Erde. Mit wenigen Schritten erreichte er das Hausstör; es stand offen. Einmal auf der Straße, warf Briener einen raschen Blick auf die Hausnummer. Dann rannte er bis zur nächsten Ecke, sah sich hier den Namen der Straße an, in der man ihn gefangen hielt, und bog nachher in eine breite Allee ein.

Eine Straßenbahn fuhr langsam vorbei; Briener sprang auf. Schon als er sich im Wagen befand, fiel ihm ein, daß er seinen roten Heller besaß. Die Karte hatten ihm sein ganzes Geld und auch den Paß abgenommen. Zu spät kam es ihm in den Sinn, daß er seinem bewußtlosen Kerkermeister die Brieftasche hätte entnehmen müssen.

Der Schaffner stand wartend vor ihm. Briener murmelte etwas, bahnte sich durch den Wagen einen Weg und sprang ab. Daß er so ganz ohne Geld war, erschwerte seine Lage. Er befand sich in einer fremden Stadt. Im nächsten Augenblick blinzelte seine Augen auf. Eine glückliche Eingebung verwies ihn auf den rechten Weg.

Nach einer halben Stunde und einigem Herumfragen befand sich Briener vor einem kleinen Palais. Er klingelte an der Tür. Ein Mann mit einer Schirmmütze öffnete.

„Ich möchte den Herrn Gefandten sprechen!“ erklärte Briener.

„In welcher Angelegenheit?“ erkundigte sich trocken und abweisend der Portier.

„Ich werde es aufschreiben; geben Sie mir ein Stückchen Papier.“

Der Mann reichte ihm das Gewünschte. Briener schrieb auf den Zettel einige Worte.

Fünf Minuten später stand er einem kleinen bärtigen Manne gegenüber. Dieser musterte Briener misstrauisch. Er blickte erneut auf den vor ihm liegenden Zettel, dann fragte er, alles eher als freundlich:

„Was wünschen Sie, und was soll dieses Papier bedeuten?“

„Das kann ich nur dem Herrn Gefandten selbst sagen“, erwiderte Briener überlegen. Der Umstand, daß

man ihn sofort einem Gefandtschaftsrat und nicht irgend-einem untergeordneten Sekretär vorgeführt hatte, bestärkte ihn in seiner Annahme, den richtigen Weg gewählt zu haben.

„Der Herr Gefandte ist verreist“, sagte der bärtige Herr schroff, „ich bin sein Stellvertreter.“

Briener überlegte nur kurz. Er war überzeugt, daß der Gefandte sich im Augenblick im Gebäude befand, aber schließlich konnte er ebenso gut mit dessen Stellvertreter verhandeln.

„Kann uns hier niemand belauschen?“ erkundigte er sich.

„Was denken Sie denn, wo Sie sich befinden?“ fuhr ihn giftig der Gefandtschaftsrat an.

Briener begann etwas weitschweifig. Sein Gegenüber sah ihn nicht an; er blickte durch das hohe Fenster in den verschneiten Park. Plötzlich wandte er sich dem Besucher zu:

„Und warum glauben Sie, daß Ihre Geschichte uns interessiert?“

Briener lächelte jetzt impertinent.

„Ich glaube es nicht — ich weiß es!“

Mit dem kleinen bärtigen Gefandten ging plötzlich eine Umwandlung vor. „Sie halten sich für sehr schlau“, sagte er kühl. „Ich glaube zwar nicht, daß unsere Berliner Vertretung mit der Geschichte etwas zu tun hat, aber wir können ja der Sache nachgehen. . .“

„Die Angelegenheit eilt“, unterbrach ihn Briener ungeduldig. Der Gedanke, daß man ihn vorläufig ohne einen Pfennig wegschicken würde, jagte ihm einen Schreck ein.

„In einer Stunde haben wir Bescheid. Sie können ihn hier abwarten.“ Der Gefandtschaftsrat drückte auf die Klingel. Ein Bote erschien und führte Briener in den Warteraum. Dort verbrachte er eine unruhige Stunde. Zwar sagte er sich, daß die Geige, mit der man der Sache nachging, nur allzusehr das Interesse der Leute bewies, aber man mußte auf der Hut sein.

Das Erscheinen eines Boten riß Briener aus seinen Gedanken. Er forderte den Besucher auf, ihm zu folgen. Mit Überraschung gewahrte er, daß sein Begleiter ihn nicht zu dem Rat führte. Der Weg ging durch zahlreiche Korridore und Gänge. Plötzlich Mißtrauen erwachte in ihm. Doch schon war sein Führer vor einer Tür stehen geblieben. Er öffnete sie und hieß Briener, einzutreten.

In dem kleinen Raum befanden sich nur ein Tisch und zwei Stühle. Vor dem schmalen, vergitterten Fenster stand, dem Licht den Rücken kehrend, ein Mann. Er war groß und breitschultrig. Brieners Begleiter verschwand. „Sagen Sie sich, Herr Briener“, sagte in hartem aber geläufigem Deutsch der Mann.

Briener ließ sich auf einen der beiden Stühle nieder. Erst als er sah, durchführte es ihn, daß der Mann ihn mit „Briener“ anredete! Und er hatte doch einen falschen Namen angegeben. Ein Zittern überfiel ihn. Wenn man seinen wahren Namen kannte, mußte man auch von anderen Dingen! Er sah die große Gefahr, und das gab ihm seine Selbstbeherrschung zurück.

Der Mann stand noch immer vor dem Fenster. Briener hörte ihn jetzt sagen: „Also, was wissen Sie von der Geige?“

„Vor allem möchte ich wissen, ob ich die Summe, die ich dem Gefandtschaftsrat bereits nannte, erhalte?“

„Wenn Ihr Bericht wertvoll ist, werden Sie das Geld erhalten“, sagte langsam der Mann.

Obwohl Briener alles eher als Vertrauen für sein Gegenüber empfand, sah er ein, daß er sprechen mußte.

„Gut, ich glaube Ihnen“, sagte er, „aber ich möchte, bevor ich mein Wissen verrate, Ihnen mitteilen, daß an sicherer Stelle von mir ein Brief liegt. Wenn ich bis heute abend diesen Brief nicht abhole, wird er geöffnet.“

Der Mann machte eine wegwerfende Bewegung. „Sie können sich erproben, den Inhalt des Briefes mir mitzuteilen. Sie können dieses Gebäude jederzeit verlassen!“

Obwohl Briener den Worten des Mannes auch diesmal keinen unbedingten Glauben schenkte, begann er zu erzählen. Als er mit seinem Bericht zu Ende war, entstand eine Stille.

„Ist das alles, was Sie wissen?“ fragte endlich der Mann mit einem ironischen Lächeln.

Briener sprang erregt auf.

„Sind Sie vielleicht nicht zufrieden? Wollen Sie mir das Geld nicht geben?“

„Nein!“ antwortete der Mann kühl. „Sie haben mir nichts Neues erzählt. Daß die Leute, von denen Sie annehmen, sie arbeiten in unserem Auftrag, hinter einer falschen Geige her sind, ist mir längst bekannt. . .“

„Sie lügen!“ schrie Briener außer sich und die Gefahr vergessend, in der er sich befand. „Sie lügen und Sie wollen mich betrügen!“

„Noch ein Wort und ich lasse Sie hinauswerfen! Es steht Ihnen dann frei, sich an die Polizei zu wenden. . .“

Briener empfand deutlich, er hatte verloren. Und darum verlegte er sich aufs Bitten. Weinerlich berichtete er, daß er seinen roten Heller besaß und in der fremden Stadt verhungern müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 29. September 1935

Zwischen „Nas“ und „Nose“

Da wir mittlerweile auch kalendermäßig den Herbst angebrochen haben, so wäre normalerweise eigentlich auch eine entsprechende Abhandlung des unpolitischen Chronisten fällig, in der dieser Abhandlung mit wehmütigen Augen und in einem besonders traurigen Tonfall von der Vergänglichkeit des irdischen Sommers und so sprechen müßte; aber er tut dieses nicht. Er begnügt sich mit der Feststellung, daß so ziemlich in allen anderen Sparten und auf allen anderen Seiten der Zeitungen dieses elementare Ereignis so gründlich behandelt worden ist, daß ihm zu tun nun nichts mehr übrig bleibt; wenigstens was den Herbst angeht.

Da wir mittlerweile auch schon unseren Schnupfen zu Einkaufspreis bezogen haben und abermals um die Mediziner und Ärzte zu ärgern und provozieren, festgestellt, daß es eigentlich eine Lächerlichkeit ist, wenn die ärztliche Wissenschaft noch immer kein Heilmittel gegen einen ganz ordinären Schnupfen erfunden hat (obwohl Hippokrates das schon gekannt haben soll) und da wir schon ernstlich an Kohlen und Kartoffeln denken, so brauchen wir hier in der Zeitung nicht vom Herbst zu sprechen; und so schonen wir die Gefühle unserer Leser einerseits, andererseits setzen wir uns nicht der Gefahr aus, daß man dem unpolitischen Chronisten sagt, er wäre auch allmählich „am Verschleifen“, da er immer wieder zum rettenden Strohhalm eine Wetterbesprechung greife.

Aber es ist noch nicht soweit; er hat vielmehr die Feststellung gemacht, daß er auf solche Themen garnicht angewiesen ist, zumal wir über die schmerzlichen Begleitererscheinungen hier schon verschiedentlich gesprochen haben, zumal wir uns auch auf diese Klümmernisse, wie Licht und Brand, insofern wenigstens vorbereiten haben, daß uns diese Dinge und ihre Rechnungen nicht unvorbereitet treffen; und das ist immer schon ein besonderer Vorteil jedweden Tiden des Schiffsals gegenüber, wenn sie einen nicht gänzlich unvorbereitet treffen. Wir spekulieren in dieser Gingegebenheit an das Unvermeidliche, auf noch ein paar sommerliche, oder sagen wir, — nachsommerliche Tage, damit wir unsere einschlägigen Abschiedsgefühle in Poesie und Prosa los werden. Und wenn es dann soweit ist, dann wollen wir uns miteinander weiter unterhalten; was die Bitterung und die Zahreszeiten anbelangt, falls es einem mit Grazie noch möglich ist. In der vorletzten Woche war die Versuchung schon groß genug, als es so scheußlich kürnte und als alte Baumveteranen wie die berühmten Streichhölzer geknarrt wurden.

Aber diese gewaltige Verdrückung habe ich mannhaft überwunden, und ich habe mich über meine gute Tat doch gewaltig gedrückt, als ich in anderen Zeitungen las, daß sich die berühmten „ältesten Leute“ nicht erinnern konnten, je einen solchen gemeinen und dauerhaften Sturm erlebt zu haben. Scheußlich, daß man sich ausgerechnet diesen Sturm hat an der Nase vorbeirutschen lassen, ohne einige laufende Meter darüber geistvoll „causiert“ zu haben. Aber die Neue kommt — wie sooft im Leben — zu spät; es hat ausgeföhrt, es schickt sich sogar ein „Mittelmeer“ nachsommer an, uns zu beglücken, und die Zeit ist nicht mehr fern, da sich das Weinlaub färbt, da wir wieder einmal im Park von Schloß Dyd stehen werden, da wir feststellen, daß uns in der Erststraße und im Stadtpark die Knäppl um die Ohren saßen, wenn die unausstrotzbaren bösen Vuben, zu denen wir einst selbst mit Begeisterung zählten, nach Kasanien warfen — und dann wird — wohl oder übel da oder dort wieder der so heiß geliebte Theodor Storm behaupten, daß nun der Nebel steigt und das Laub fällt, und daß wir uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden sollen!

Wir wollen das dann auch versuchen, obwohl eine wiederholte Aufforderung zur Abgabe einer Steuererklärung für die Zeit ab 1931 dem unpolitischen Chronisten diesen Versuch der Vergoldung sehr schwer machen wird. Ueberhaupt Steuererklärungen habe ich gern; aber das wird wohl allen so gehen, und wenn unsere Vaterlandsliebe noch so heiß lodert, — Liebe wird man niemals mit dem Begriff Finanzamt verbinden können, oder doch nur in ganz seltenen Fällen, und selbst die am meisten glühenden Patrioten werden sich schon einmal — und wenn es im Traum war — bei lästerhaften Gedanken in Verbindung mit dem Finanzamt ertappt haben. Dieses Recht hat jeder Staat seinen Bewohnern und Miteßern gelassen; und wir sollten zuweilen den gebührenden Gebrauch von diesem Rechte machen: drei Steuererklärungen in acht Tagen machen zu müssen, das ist ja auch allerhand, besonders dann, wenn man bei 1931 anfangen soll. Ob ich Aktien oder sonstige Einkünfte habe, ob ich Gottweißwas für Sachen hätte:

Wir machen einen von tiefer Schuldlosigkeit besonders gemäßigten Strich an dieser Stelle und noch an verschiedenen anderen Stellen, und wir sind dann zum Schluß der Meinung, daß wir alles „nach bestem Wissen und Gewissen“ beantwortet haben. Mit einer solchen Meinung von sich selbst, gestärkt auch durch die Tatsache, daß man dem Staate auf gar keinen Fall etwas hinterziehen oder vorenthalten hat, schreibt man deutlich seinen Namen unter das goldgelbe, herbstliche Papier und wird auf einmal ganz zufrieden, daß man mit dem besten Willen garnicht in der Lage ist, auch nur die Versuchung zu empfinden, dem Staate „attenmäßigen oder anteilmäßigen Gewinn“ zu hinterziehen.

Nicht einmal in der Lotterie habe ich gewonnen, ihr Männer vom Finanzamt; und das ist eine gewaltige Enttäuschung. Ich hatte damit eigentlich gerechnet, und es würde sicher sogar der

noch so ernsthaften Dienststelle eines hochwohlblühenden Finanzamtes große Freude gemacht, wenn ich etwa mit 100 000 Mark zur Ede Krur- und Kaiserfriedrichstraße gekommen wäre und hätte dorten bescheiden und dankbar gesagt, man solle sich dort den dem Finanzamt gehörenden Teil ohne jede Scheu abhalten und mir den Rest in Freimarken in ein Bläschen tun.

Aber vanitas anitatum: es war wieder einmal Kappes mit dem Lotteriegewinn; aber das kann ja nun wirklich noch kommen!

Gut bei dem Gony . . . !

Große und bedeutende Kunde kommt uns aus dem Norden, wo in Stockholm ein wirklicher Erfinder eine „ganz große“ (das Wort habe ich schrecklich gern!) Erfindung gemacht hat. Er hat ein heizbares Bett erfunden. Dabei soll mir keiner an leere Vohnelamp-Krüge denken, die man mittels heißem Wasser schändlicherweise geschändet hat, weil in einen solchen Krug eigentlich wirklich kein Wasser hinein darf; auch darf keiner an erhigte und unvordelte Ziegelsteine denken, mit denen wir der leidenden Menschheit zuweilen was Warmes in das Bett legen, falls die eigene Wärme nicht ausreicht, solchen durchaus erwünschten und ererbten Zustand aus eigener Kraft herbeizuführen. Hoch — nein, diese Erfindung ist großartiger, obwohl es sich um den gleichen Effekt handelt; die Erfindung des Stockholmer Ingenieurs schenkt uns das durchaus heizbare Bett, in welchem sich in den Spiralfedern der Matratze die Heizung selbst befindet, elektrischer Strom, der also hier wieder einmal mehr ein Problem gelöst hat, das wir weder mit Kohle noch mit Gas hätten zu lösen vermocht. Traur, Männer und Frauen könnten wir also mit vollkommener Ruhe und Sicherheit dem neuen Winter entgegenzauen, so wir eine heizbare Bettfläche hätten, was nur noch eine Frage der Zeit sein kann; zwar aber wir heute und morgen noch in das ungeheißte Eui; bald aber wird es anders sein: indem wir uns dann „in extremis castris“, das heißt zu Deutsch „auf der Bettfläche“ niederlassen, um uns der bibernen Unterhosen zu entledigen, (also nur keinen Kärm! auch der Kaiser von Abyssinien trägt solche, und ich kann wirklich nicht verstehen, warum man sich über eine Unterhose in der Zeitung aufregen kann!) — also, — um uns der bibernen Unterhosen zu entledigen, knippen wir an einem eigens dazu am Bett angebrachten Schalter, und im Nu verbreitet sich dann, gemäß der Versprechungen im Prospekt, jene wohlige Wärme in unserem nächtlichen Eui, auf die wir zur Winterzeit, wenn Haus und Hof rings eingeschneit, oft stundenlang warten müssen, ehe wir einzuschlafen vermöchten.

Auch die so unbeliebten Schwitzkuren, die durch Umschläge eingeleitet werden müssen, werden hinfürder einfach ein Vergnügen; man braucht nur einmal zu knippen, und dann ist es nur noch eine Frage von Minuten, bis der Patient derartig schwitzt, (auf Deutsch: transportiert), daß die Gefahr besteht, morgen schon wäre Schwamm im Haus.

Aber wir wollen die Möglichkeiten, die sich aus der Stockholmer Erfindung des heizbaren Bettes ergeben, nicht auf die Spitze treiben; wir wollen vielmehr diesen Ingenieur preisen und loben, und wir wollen zu seinem Lohne und zu unserer Freude nach dem Tage eifrig streben, an dem auch wir in der Lage sind, so zu sprechen wie jene Reichen in Stockholm heute schon können:

„Marie, machen sie mal bitte mein Bett an!“

Wenn es auch bis dahin noch Weile hat — uns soll's nicht kränken! Ihr 1000 Männer und Frauen wißt, daß das heizbare Bett erfunden ist! Nimmermehr werden wir nächsten frieren, und die scheußliche Winternacht hat dann ihre Schrecken verloren, weil in Stockholm eben begabter Ingenieur den genialen Gedanken gehabt hat, unsere eigene Wärme zu schonen. Bis es soweit ist, auch bei uns, müssen wir uns mit den primitiven alten Einrichtungen noch begnügen.

Ein Zöfsm das Jannarals Puckfing

In den Vereinigten Staaten und auch in Frankreich, ist am 13. September der 75. Geburtstag des amerikanischen Generals Pershing, der im Weltkrieg Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in Frankreich gewesen war, mit großen Feierlichkeiten begangen worden. Der greise General, „Blad Mad“ ist sein Spitzname! — ist bei seinen Landsleuten ungemein beliebt. Seine Volkstümlichkeit, die im Laufe der Jahre keineswegs abgenommen hat, tritt manchmal zu Tage in jener eigenartigen Weise, die in Amerika Gang und gäbe ist, europäische Gemütsart aber immer wieder befreundet. Man interessiert sich jenseits des Weltmeeres schlechtthin für alles, was „Blad Mad“ sagt, tut und läßt.

Als nun vor vier Jahren General Pershing einen Zahnarzt Washingtons aufsuchte und sich einige schadhafte Zähne ausziehen ließ, war das sozusagen ein geschichtliches Ereignis. Die großen amerikanischen Blätter berichteten des Langes und Breiten darüber.

Ein paar Tage nach der Zahnoperation erfuhr der General zu seinem maßlosen Staunen, daß seine ausgezogenen Zähne in einem der vielen „Curio-Shops“ (Läden in denen allerlei Kuriositäten, Maritäten und Andenken von Sammlern erworben werden können) der nordamerikanischen Hauptstadt zum Preise von 7 Dollar je Stück zum Verkauf ausgelegt waren. Die kostbaren Zähne waren angepriesen als: „Zähne eines

berühmten Generals“ mit Echtheitsbescheinigung! — Offenbar hatte ein Laborant des Zahnarztes den sinnreichen Einfall gehabt, für die Zähne des volkstümlichen Generals seinen mobilitischen Landsleuten lachendes Bargeld aus der Tasche zu ziehen.

Kaum hatte sich General Pershing von seiner Ueberraschung erholt, als ihm zu Ohren kam, daß noch ein „Curio-shop“ „Schneide- und Wadenzähne aus der erhabenen Mundhöhle eines großen Feldherrn“ zum Verkauf ausbot. Dieselbe Kunde gelangte sehr bald des öfteren zu ihm; aber fast immer war die Adresse des Kuriositätenladens eine andere. Der geschäftstüchtige Laborant, der diesen seltsamen „Zahnhandel“ aufgebracht und recht geschickt organisiert hatte, mußte wohl alle im Verlaufe von mindestens sechs Wochen von seinem Brotgeber, dem Zahnarzt, gezogenen Zähne für seine Spekulation auf die Verschrobenheit der Andenkenjämmler verwertet haben. Die „Zähne des berühmten Generals“ fanden rasch Absatz, wie die warmen Semmeln! Gar manche Deutschen erwarben einen Zahn um damit Uhrketten oder Krawattenadeln zu zieren.

So geschmeichelt „Blad Mad“ sich einerseits fühlen mochte, einen endlosen Fortgang des Handels mit „seinen“ Zähnen konnte er doch nicht dulden. So entschloß er sich, um jeden Preis Einhalt zu gebieten. Eines Morgens beschied er drei seiner Ordmonanzoffiziere zu sich und befahl ihnen: „Gehen Sie sofort in die Stadt, grafen Sie alle Läden Washingtons ab und kaufen Sie alle „Zähne Pershings“, deren Sie ansichtig werden. Heute Abend werde ich Ihnen die Auslagen erstatten.“

Die Jagd der drei Ordmonanzoffiziere nach den Zähnen ihres Generals brachte reiche Beute, die aber dem volkstümlichen „Blad Mad“ recht teuer zu stehen kam. Als die drei am Abend sich zurückmeldeeten, hatten keiner einen Cent mehr in der Tasche. Aber sie brachten 175 „Zähne Pershings!“

Das Jubiläum

Wir sprachen eben von Steuerzahlen und dabei liegt der Gedanke an den Vollziehungsbeamten immer sehr nahe; sicher ist da falsch, daß man die Steuern immer erst mit Verzugszuschlägen, mit Zinsen und Kindeskindern und sonstigen anderen Zutaten bezahlt; aber das kann einem leicht zur Gewohnheit werden. Gewiß ist das eine durchaus kostspielige Gewohnheit und man sollte sie sich ganz sicher abgewöhnen, was wahrscheinlich allerdings zuweilen an Umständen scheitern wird, über die man nicht absoluter Herrscher ist.

Diese Ueberlegungen sind international; daß das so ist, beweist eine Gerichtssitzung in Bromberg, in deren Verlauf ein Bildhauer zu 40 Zloty Geldstrafe verurteilt worden ist, weil er einen einschlägigen „groben Unfug“ verübt hatte. Dieser grobe Unfug hat sich anlässlich einer Steuerpändung ereignet, die gegen besagten Bildhauer durchgeführt wurde, weil er seine Steuern nicht bezahlte, es war keine gewöhnliche Pfändung, sondern eine Jubiläumspändung: zum 25. Male wurde der Bildhauer gepfändet, ein jubilares Ereignis, das er auf besonders sinnige Art zu begehen gedachte. Er verfertigte also diesem Jubiläum zu Liebe ein einschlägiges Machwerk, eine Art von Dankadresse für den Vorsitzenden des Finanzamtes, beziehungsweise für den Vorsitzenden der Schätzungskommission des Finanzamtes, führte ein finanzamtliches Siegel in künstlerischer Form aus und brachte eine entsprechende Widmung darunter an. Sein Kunstwerk schickte er am Tage der Pfändung zum 25. Male wiederholenden Pfändung dem Finanzamt ein, worauf dann prompt eine Anzeige wegen Beleidigung und wegen groben Unfugs erfolgte.

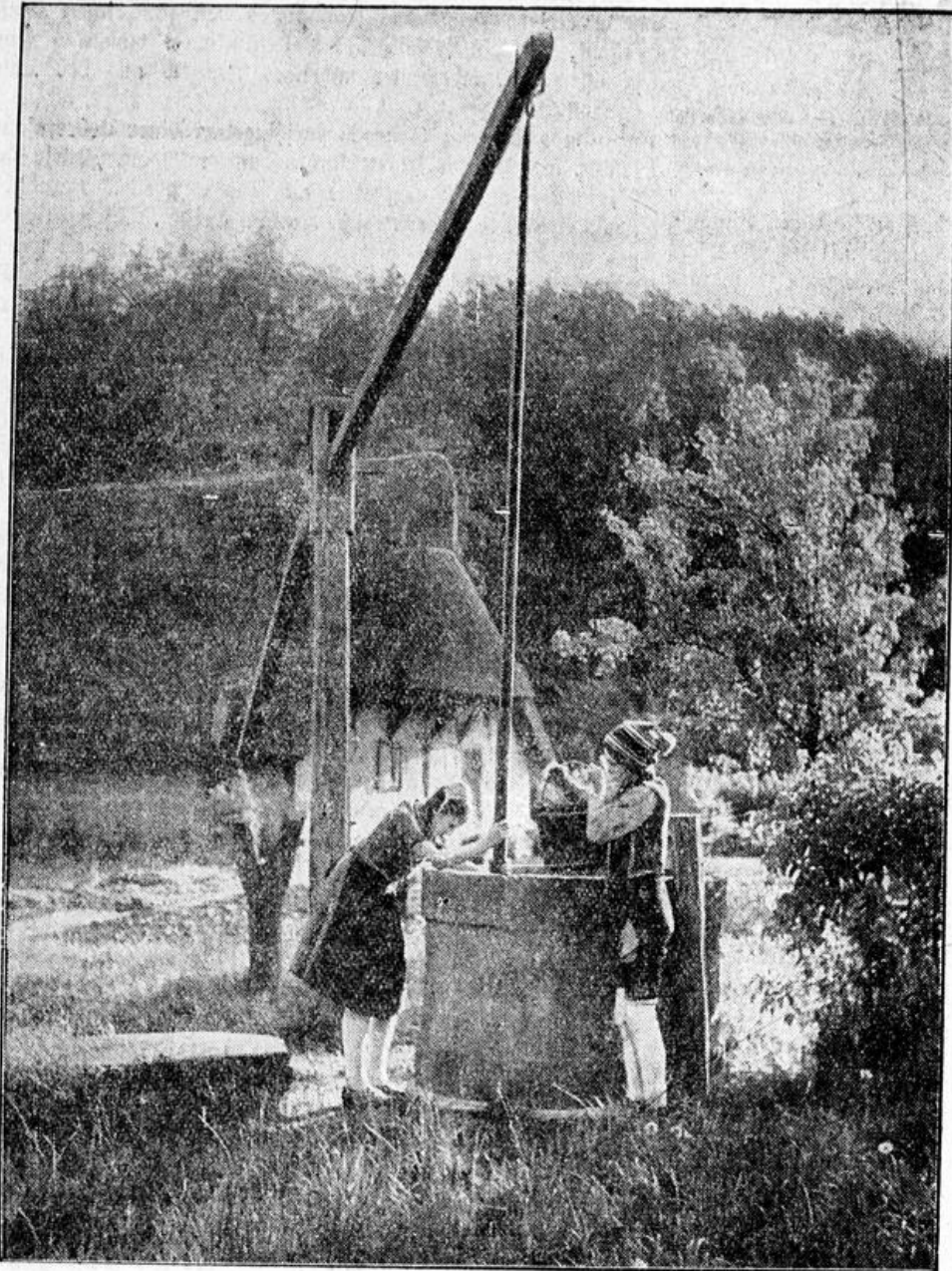
40 Zloty Geldstrafe waren die Folge. Aber da Jubiläen aller Art meistens dem Jubilar Geld zu kosten pflegen, so wird der Pfändungsjubililar wohl auch damit gerechnet haben; er wird sie als „Geschäftsumkosten“ im nächsten Jahre abschreiben können.

Diaz



Weltbild (M)

Weinlese am Rhein bei Bingen



Brünnen vor dem Ammerländer Bauernhaus

(Photo: Hartmann-Mauritius — M.)

Romantik auf dürftigem Felde

Die vielbesungene „gute alte Zeit“

Die liebe gute alte Zeit muß viel herhalten. Wie oft hört man nicht den elegischen Seufzer: „Ja, die gute alte Zeit!“ Wer sie wirklich kennt, wird bestimmt zu keinem Tausch bereit sein, denn wie klein und bescheiden war alles zu jener Zeit, und wie sehr haben gerade diejenigen das empfunden, die an der Schwelle dieser guten alten Zeit und der modernen gekandten haben. Wärrern wir einmal in einer vorurteilslosen Beschreibung jener Zeit, etwa in dem so reizvollen Bericht, den Dr. Otto Währ vor einem halben Jahrhundert aus eigenem Erleben über das Leben in einer deutschen Stadt in der Zeit von etwa 1820 bis 1850 geschrieben hat.

Wir treten in das Haus eines Bürgers. Es ist ein Holzbau, denn Steinhäuser waren zu teuer. Die Wohnungen waren ziemlich knapp; jeder suchte soviel wie möglich sich einzufächeln. Tapeten — nicht immer sehr geschmackvoll — gab es nur für die besseren Zimmer, sonst war das Holzwerk getüncht oder mit weißer Farbe bestrichen, die Fußböden einfach gebleicht und nicht angefräsen. Die Möbel waren äußerst einfach und wenig zahlreich. In dem so einfachen Wohnzimmer spielte sich das Leben der Familie ab. Daneben gab es noch eine „gute Stube“, die nur zu Besuch geöffnet wurde. Gleich einfach waren die Schlafräume eingerichtet. Für die Betten gab es keine Matratzen, sondern Strohsäcke und schwere Federbetten. In diese Betten versenkte man sich bald nach Anbruch der Dunkelheit, denn es gab noch keine billigen und bequemen Beleuchtungsmittel. Man brannte Fackeln oder offene Öllampen — beide gaben wenig Licht und viel Gestank. Ebenso unbekannt waren nach hygienischen Gesichtspunkten angelegte Toiletten.

Weit schwerer als heute selbst in dem einfachsten Haushalte war die Arbeit der Hausfrau. Das für die Hausarbeit so unbedingt erforderliche Wasser floß noch nicht in beliebiger Menge aus dem Leitungsbahn, sondern mußte vom Brunnen geholt oder in Wärrern als Regenwasser gesammelt werden. Wäsche und Kleidung für Frau und Kinder wurden fast durchweg selbst hergestellt, und keine Nähmaschine erleichterte diese Arbeit. Auch das Spinnrad hatte noch einen Platz im bürgerlichen Haushalt. Dazu kamen die Arbeit im Garten, das Einmachen oder das Einmachen von Obst und Gemüse und auch die Bereitung von Butter und Danerfleisch.

Die Kleidung war, jedenfalls für den durchschnittlichen Bürger, einfach und derb. Die Vielzahl von Kleidungsstücken, wie man sie jetzt für die verschiedensten Verwendungszwecke hat, kannte man noch nicht. Geschäfte, in denen man fertige Kleidung hätte kaufen können, bestanden damals weder für Herren noch für Damen. Wer einen Mantel besaß, besaß ihn fürs Leben. Der größte Teil der Kleidung wurde von der Hausfrau selbst hergestellt. Auch für die Töchter höherer Stände war es nicht unüblich, im einfachen Ratunne zu gehen. Der Schmuck der Frauen war bescheiden. Die Männer trugen noch nicht daran, daß jeder eine Uhr haben müsse. Die Uhren waren überaus meist dick und groß, dafür gingen sie aber auch nicht sehr genau.

Die leiblichen Genüsse entsprachen der allgemeinen bescheidenen Lebensart. Man aß, was der eigene Garten und die Jahreszeit boten. Unter den Getränken war als erstes Wasser genannt. Gelegentlich wurde ein Glas Wein zum Essen getrunken, hier nur sehr wenig. Es galt damals auch in den besseren Ständen noch nicht für eine Schande, troden Brot zu essen. Morgens aß man zum Kaffee, an dem die Jidhorie nicht fehlte. Weißbrot, meist ohne Butter, mit der man überhaupte sehr häuslich umging. Belegte Butterbrote zum Frühstück waren nicht üblich. In den häuslichen Genüssen gehörte auch das Rauchen; man schmauchte sein Pfeifchen; Jigarren überließ man der Wohlhabenden. Zigaretten waren noch unbekannt. Auf der Straße zu rauchen, erlaubte die Polizei nicht.

So war das Leben in der „guten alten Zeit“. Die blaue Blume der Romantik wuchs auf einem dürftigen Feld. Reisen, Theater, Musik, Literatur — wie gering waren diese kulturellen Möglichkeiten, wie klein der Kreis von Menschen, dem sie erschlossen. Wie anders ist es heute, da auch — wie man damals gesagt hätte — der „gute Mann“ an den kulturellen Errungenschaften teilnehmen kann.

Wir wollen die alte Zeit in ihrer Bedeutung, so klarheit im Leben und im Geist nicht in dem altbeliebten Stil fassen. Ein Bild in dieser „trauliche Vergangenheit“ kann uns aber Maßstab sein für das, was uns heute selbst ein bescheidenes Leben nicht bietet an Rüste und Weite.

Liebe zum deutschen Land

Ich liebe dich, du deutsches Land, in der Vielgestalt deiner Art; denn wie du bist, bist du ein Spiegel der deutschen Seele, derselben Seele, die auch in mir lebt, und damit ein Teil meiner selbst.

Ich liebe dich, du deutsches Feld! In sommerlicher Wärme dich in goldgelber Rüste im Windhauch wiegend, in trumiger Bräune zu Zeiten herb duftend, dann wieder in endloser Weite weiß zugelegt mit der barmherzig wärmenden Schneedecke des Winters.

Ich liebe dich, du deutscher Wald! Geheimnisvoll aufragend im herben Duft dunkler Nadelbäume, freundlich wie ein heiliger Dom, naturgewachsen und umfangend im langlebigen Raum helleren Laubes, tausendfältig lebend und webend, bringst du Genesung den Leidenden, Freude aber allen, die dich suchen.

Ich liebe dich, du deutsches Dorf! Vielgestaltig ist deine Art! Immer aber, wie du auch bist, schwingst in dir der Atem der Scholle, bestimmend dein Los in Freude und Leid und erfüllend und stark und gesund erhaltend Leib und Seele derer, die das Glück haben, in dir zu leben.

Ich liebe dich, du deutsche Kleinstadt! In gleichen viereckigen Mäßen, großzügig abgesteckt, stehst du in deiner Mitte der Marktplatz auf, zu vielen Stunden Mittler des Handels von Stadt und Land. Über das Giebelgebälk deiner freundlichen Häuschen grüßen die Türme des Rathauses und der Kirchen, oft als Kinder schwerer Schicksale aus der Vorväter Tagen. Das Glück friedlichen Wohngens grüßt durch die blumengeschmückten Fensterlein deiner niedrigen Stuben. Des Abends schlägt dein Puls noch einmal schneller, wenn ihm kleinbürgerlicher Fleiß von Handel und Gewerbe höheren Antrieb gibt, dann verfinstert du rasch in das trauliche Dämmern der Nacht.

Ich liebe dich, du deutsche Mittelstadt! Ohne den Ehrgeiz, ganz groß zu sein, bist du in stolz bewusster Bescheidenheit Sammelplatz und Mittelpunkt der Landschaft, aus der du gewachsen bist.

Ich liebe dich, du deutsche Großstadt, mit dem lebendrägenden Atem geordneten Verkehrs, mit der schnurgeraden Endlosigkeit deiner Häuserzeilen, mit den gewaltig hochragenden Bauwerken, stolzen Zeichen deutschen Geistes und Könnens. Manche sagen von dir, du seist seelenlos, ein Hausen Steine. Sie wissen nicht, daß auch du ein Daseinsrecht hast, daß auch du Heimat sein kannst.

Ich liebe dich, du Meer von rauchenden Schloten, Bohrräumen und Galden, du Land der nächtlich aufleuchtenden feurigen Flammen! Du gilst vielen als ruhig und schmutzig; sage ihnen, daß du die Stätte bist, in der Millionen von Brüdern ihr ganzes Leben lang in sonniger, härtester Arbeit, Flug in Flug dem Bruder Tod, der Mutter Erde jahntausendlang geküßte Schätze abzwängen, Wertzeug und Stoff gebend, daß weitere Millionen in nicht minder schwerem Schaffen sich und den Ihren das Leben gewinnen.

Ich liebe dich, du deutscher Strom, am fessigen Hana. In tausend Geheimnissen wirft du geboren, munter springst du als junger lebensvoller Bursch über das Gebänge, nimmst dann willig den Hügel menschlichen Geistes auf dich, teilst deine Kraft zu seinem Nutzen und gibst dich dann in ausweitender Rüste der Unendlichkeit des großen deutschen Meeres hin.

Ich liebe dich, du deutsches Land, in der Vielgestalt deiner Art, denn wie du bist, bist du ein Spiegel der deutschen Seele, derselben Seele, die in mir wohnt, und darum ein Teil meiner selbst.

Helmut Wlota.

Sorbet ins Blau / Eine heitere Geschichte von Chr. Andersen

Zu Anfang der Inflationszeit verließ die „Carolina“, ein großes Segelschiff, unter Führung von Kapitän Schott mit Ladungsgütern beladen, einen deutschen Hafen. Bestimmungsort war San Amalia oder doch ein ähnlich benannter Ort an der italienischen Küste, etwa hundert Seemeilen südlich von San Franzisko gelegen.

Kapitän Schott hatte den Namen seines Bestimmungshafens in keinem Segelhandbuch, keinem Leuchtschiffverzeichnis und keiner Seekarte finden können. Er schloß daraus, daß San Amalia ein neuer Hafenplatz sein müsse, und hatte seinen Schiffs-matler um die Beschaffung einer Spezialkarte des Hafens gebeten. Diese Karte war ihm ausgehändigt worden. Die gesamten Hafenanlagen bestanden aus einer Landungsbrücke, die sich weit ins Meer hinein erstreckte.

Nach einer günstigen Reise kam die „Carolina“ in der Nähe ihres Bestimmungsortes an. Häfen wie San Amalia sind von See aus nur schlecht auszumachen, besonders von einem Segelschiff, weil dieses sehr vorsichtig manövrieren muß, um seine Bewegungskraft nicht zu gefährden. Das Wetter war schön, die Sicht ausgezeichnet, die Küste lag wie ein langer weißer Streifen im Sonnenlicht, aber — keine Landungsbrücke, kein Leuchtturm, keine Güterschuppen, überhaupt kein San Amalia war zu entdecken. Astronomische Beobachtungen wurden gemacht, überprüft, neue gemacht, alle mit demselben Ergebnis, man war an Ort und Stelle, darüber herrschte kein Zweifel. Das Schiff war genau auf dem richtigen Weg, aber San Amalia ließ sich nicht sehen.

Kapitän Schott wurde nervös, entrüstete sich in mehreren Kultur Sprachen über den eigenartigen Umstand und äußerte zuletzt die Vermutung, ein Erdbeben habe das ganze Nest verschluckt. Zwei Tage hielt sich die „Carolina“ in der Nähe der Küste auf. Noch einmal verglich Kapitän Schott den Standort seines Schiffes mit der geographischen Breite und Länge von San Amalia, wie sie aus der Spezialkarte zu entnehmen war, schüttelte den Kopf, gab eine derbe Kraftäußerung von sich und ließ kurz entschlossen sein Schiff Kurs auf San Franzisko nehmen.

Am nächsten Tage schon kam die „Carolina“ dort an und anterte auf der Reede innerhalb des goldenen Tores. Kapitän Schott befragte den Lotsen, der das Schiff zu Anker brachte, nach dem Hafen San Amalia. Der Amerikaner kannte die ganze Küste wie seine Westentasche, so behauptete er, aber einen Hafen San Amalia gäbe es nicht.

Der Hafenarzt kam an Bord, auch er hatte noch niemals etwas von San Amalia gehört.

Die Zoll- und Hafenbehörden kamen als nächste an. Die Herren äußerten ihr Erstaunen darüber, daß ihnen keine Meldung von einer bevorstehenden Ankunft des Schiffes zugegangen sei. Kapitän Schott erklärte ihnen, er habe San Franzisko nur angelaufen, um genaue Angaben über die Lage des Hafens San Amalia zu erhalten. Die Beamten sahen sich an und schworen, es gäbe an der ganzen amerikanischen West-

küste keinen Hafenplatz dieses Namens.

Kapitän Schott war nun fast erschöpft. Ein Zollinspektor sah die Ladungspapiere durch: „Herr Kapitän“, meinte er, „Ihre gesamte Ladung ist für Craig Brothers, wie ich sehe. Die Firma hat hier am Platz eine Vertretung. Von dort werden Sie sicherlich die gewünschte Auskunft erhalten, zum mindesten wird man Sie Ihnen beschaffen können.“

Dies leuchtete ein. Der Zollinspektor beauftragte einen Beamten, mit der Post an Land zu fahren, die Vertreter von Craig Brothers anzurufen, ihnen die Ankunft der „Carolina“ mitzuteilen und sie aufzufordern, schnellstens, zwecks Klärung der Angelegenheit, an Bord zu kommen.

Nach kaum einer Stunde war die Postkassette wieder längs. Der Beamte und ein Herr Pratt, Vertreter der Firma Craig Brothers in San Franzisko, kamen an Bord. Herr Pratt hatte ein ewiges Lächeln im Gesicht, begrüßte Kapitän Schott mit fröhlichem Händedruck und sagte: „Will!“

„Hier ist nicht zu werten, Herr Pratt, hier ist die Luft, wo liegt San Amalia?“ antwortete Kapitän Schott erboht.

„Der Ort soll genau der Stelle liegen, die in der Spezialkarte, die Ihnen übergeben worden, angegeben ist, Herr Kapitän.“

„Soll da liegen, liegt aber nicht da, Herr Pratt“, antwortete Kapitän Schott gereizt.

Herr Pratt lächelte milde: „Herr Kapitän, noch liegt San Amalia allerdings nicht dort, aber wenn Sie Ihre Ladung gelöscht haben, dann wird es da sein, nehme ich an.“

„Sie quatschen, Herr Pratt, ich habe mir die Augen nach dem Hafen angesehen, er ist nicht da. Was nun?“

Herr Pratt zeigte lächelnd auf die Spezialkarte, die vor ihnen auf dem Tisch lag: „Sie haben etwas übersehen, Herr Kapitän: rechts unten steht: „Projektierter Hafen von San Amalia.“

„Und?“ Kapitän Schott sah Pratt verständnislos an.

„Die Landungsbrücke, den Feuerurm, die Wellblechschuppen und die Leichter werden Sie doch schon gesehen haben, Herr Kapitän?“

Pratt lächelte nicht mehr, er grinste. „Sie haben den ganzen Kafenplatz mit allem Drum und Dran, als Ladung an Bord. Die beiden Leichter habe ich schon an Deck stehen sehen.“

„Himmelsoberwelt!“ So eine versuchte Papiervirtschaft“, rief Schott und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Manifestblätter hochwibbelten, „so ein Wis, aber es ist ja zum Lachen...“

„Hinde ich auch, Herr Kapitän“, schmunzelte Mister Pratt.

Am folgenden Tag versegelte die „Carolina“ nach dem letzten Sandstrand südlich von San Franzisko. An Bord befand sich ein Küstenlotse. Das Schiff ankerle querab von einer Stelle, wo ein einsamer Fahl, vom Sand halbverweht, eingegraben war. Es war das Wehzeichen, der Ausgangspunkt der Landungsbrücke von San Amalia.

„Doch noch zurecht gekommen“, sagte Kapitän Schott erleichtert, „man wird über die Geschichte lachen — soll man.“

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Behäktelt und bestrickt von oben bis unten



Die große Strickleidenschaft der Frauen, die Begeisterung für die praktischen und schönen Handarbeiten mit Häkel- und Stricknadeln kann wieder einmal Triumphe feiern. Das Strick- und Häkelkleid ist erster Favorit im diesjährigen modischen Herbstrennen. Die Strickart wie die Häkelmethode sind durchaus nicht schwierig. Auch eine Anfängerin kann sich, wenn sie sich einiger Sorgfalt und Geduld befließt, an ein richtiges Strickkleid wagen. Ein guter Schnitt und die vorzügliche, neuartige Wolle tun das übrige. Diese Wolle sind besonders reizvoll und so schön gemustert, daß man auf kunstvolle Strickmanier verzichten kann. Es gibt nicht nur Rauhhaarpollen, aus denen reizende, gehäkelte Stichehaarkleidung entsteht, es gibt auch genoppte und gemusterte Wolle, aus der richtige Phantastengebe entstehen. Die Formen der Kleider sind durchweg sportlich und in Westenform gehalten. Aufgesetzte Taschen, breite Lederbündel und hübsche Knöpfe verstehen sich von selbst. Als Garnituren sind strenge, weiße oder hellgelbe Aufschläge und Einsätze zugelassen. Die Jumper und Westen sind noch einfacher und strenger in der Form als bisher. Man sieht aber viel weite, geknöpfte Ärmelchen.

Spaziergänge im Herbst

und ihre Ausbeute

Die strahlend schönen Herbsttage locken ins Freie. Mit prangenden Farben nimmt die schöne Jahreszeit Abschied von der Welt. Noch einmal verschwendet sie sich in Glühem und Leuchten. Es ist die schönste Zeit für weite Fußmärsche und Spaziergänge in Wald und Flur.

Wir können diesen Wegen, auf denen Herz und Augen schweigen und genießen, noch einen besonderen praktischen Wert geben. Wir hantieren für die Winterzeit! Da ist vor allem das farbenprächtige Herbstlaub, das malerisch wie kaum ein anderer Wäldersmuck unseren Räumen daheim Wärme und Schönheit verleiht. Wo es gestattet ist, Zweige davon abzuschneiden, werden wir gern von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Niemals natürlich soll man die frischen Zweige brechen oder abreißen. Wir schaden damit dem Baum und fügen ihm schwere Wunden zu. Abgesehen davon, daß sich der Zweig selber weniger lange frisch hält und meist nicht unbeschädigt durch das vandalische Vorgehen davontommt. Wollen wir uns die Zweige recht lange frisch und farbenfreudig erhalten, so überbügeln wir die Blätter mit nicht zu heißem Eisen. Das Laub kräuselt sich auf diese Weise nicht so rasch.

Vogelbeergeweige, lustige, rote Flecke im herbstlichen Strauß halten sich ein wenig länger, wenn man die frisch beschneidenden Stiele unten gut verriegelt.

Die Kinder werden mit besonderer Freude die Anregung aufreizen, Eichel, Kastanien und Kiefern- sowie Tannenzapfen zu sammeln. Die kleinen Beutel füllen sich rasch, allerdings nur mit tadellosen Früchten. Man muß gleich draußen, wo man die Auswahl in Hülle und Fülle hat, sichten, damit kein wertvolles Material daheim herumliegt. Material? Gewiß, wir brauchen die Eichen mit ihren zierlichen Mäuschen, die Kiefern- und Tannenzapfen für allerhand hübsche Vasteleien. Jetzt kommen ja bald die langen Abende, in denen die Kinder nach Beschäftigung verlangen. Und aus all diesen Waldfrüchten lassen sich ja die hübschesten Puppenstuben, Puppengeräte, Mäuschen, Gärtnerlein und Viehherden basteln. Das gleiche gilt für die Kastanien. Vier halbe Streichhölzer in eine Kastanie gesteckt, eine schmale Eichel als Kopf und ein bißchen Schnitzerei am Kopf — fertig ist ein Fabeltier!

Dann denken wir aber auch an Weihnacht! Besonders schöne Waldfrüchte wandern in Mutters Materialliste, um vor dem Fest als Schmuck von Bier- und Ritzkästchen, hübsch gefärbt oder lackiert, wieder aufzuleben zu feiern. Die Schuppen der Tannen- und Kiefernzapfen ergeben, sauber nebeneinander gefügt, einen originellen Zierat auf mancherlei Gebrauchsgegenständen. Nicht zu vergessen, wieviel reizender Christbaumschmuck sich mit Phantasie, ein wenig Gold- und Silberfarbe, Draht und Buntpapier aus all diesen Waldfrüchten herborzaubern läßt.

Wer die Mühe und Möglichkeit hat, die schönen Waldspaziergänge mit den Kindern auch im Winter zur Schneezeit fortzusetzen, muß einen besonders großen Vorrat von Eichen und Kastanien anlegen. Man wird doch dann regelmäßig eine ausreichende Portion davon an verschwiegener Stelle für das hungrige Wild auslegen wollen!

Richtige „Wickel“.

Meines Kapitels Krankenspflege.

In den ersten Herbstwochen zeigen sich bei groß und klein die gefährlichen Erkältungen, die der Arzt — sofern es sich um Hals- und Brustschmerzen handelt — gern mit Wickeln behandeln läßt. Der Wickel soll auf einer schmerzenden Körperstelle eine aufweiche, verteilende und schweißtreibende Dampfschicht bilden. Als feuchte Auflage verwendet man ein poröses, weiches Handtuch, mehrfach gelegt, als äußere Umhüllung eine breite Wolle oder einen Wollstreifen, der unbedingt größer sein muß als die feuchte Auflage. Zwischen äußerer und innerer Auflage liegt ein Streifen gleich großen, wasserundurchlässigen Vitrumbatists. Alle drei Auflagen werden von außen mit ein oder mehreren Sicherheitsnadeln so zusammengehalten, daß die Nadeln weder drücken noch aufgehen können.

Sind heiße Wickel vorgeschrieben, so gibt man die Tücher in kochendes Wasser und drückt sie zwischen zwei Topfdeckeln aus. Wenn das dampfende Tuch nicht mehr tropft, wird es auf eine leichte Wolle gelegt, darin eingeschlagen und so auf die schmerzende Körperstelle gebracht. Wickel, die sich abkühlen, müssen sofort erneuert werden, bevor der Kranke zu fröhen beginnt. Drei- oder Viermal umwickeln halten die Wärme bedeutend länger. Man gießt den dicken Wickel in Reinsäckchen und schließt die Körperstellen, die damit behandelt werden sollen, vorher durch eine Kleintreibung, um dann ein Wolltuch straff darüberzubinden. Für Leibwickel empfiehlt sich eine breite Wollbinde, die mit längeren Bändern versehen ist, damit das Auf- und Abwickeln rascher geht und der Kranke sich nicht immer aufrichten muß. Vor Abnahme jedes Wickels muß ein trockenes Handtuch zum Nachreiben und ein Wolltuch zum Bedecken der bloßgelegten Körperstellen zur Hand sein.

„Ich bin doch nicht rücksichtslos?“

Achtet auf eure kleinen Angewohnheiten!

Viele unserer lieben Frauen würden mit einiger Empörung auffahren, wollte man ihnen anvertrauen, daß sie manchmal recht rücksichtslos sind! Wie? Rucksichtslos? Eine gutgezogene Frau, Hausfrau, Gattin und Mutter, stets gewöhnt, sich einzufügen und nur immer an andere zu denken — eine solche Frau sollte rücksichtslos sein?

Nicht im gewöhnlichen Sinne, nicht im großen, nicht in bezug auf schwerwiegende Charaktereigenschaften. Nein, in allerhand Kleinigkeiten! Auch schlechte Angewohnheiten sind beispielsweise ein Zeichen von Mangel an Rücksicht auf die lieben Mitmenschen. Besonders arg ist es, wenn sich diese schlechten Angewohnheiten hauptsächlich innerhalb der vier eigenen Wände zeigen. Sie beweisen, daß man unbewußt der Ansicht ist, den liebsten und nächststehenden Menschen gegenüber nicht soviel Rücksicht walten lassen zu müssen, wie im Verkehr mit Fremden. Ist das nicht recht beschämend? Ist es nicht doppelt schlimm, weil die nächststehenden, lieben Menschen nicht das Herz haben — solange ihnen ihrerseits die Rücksicht auf die schlechten Angewohnheiten nicht zur Gewohnheit geworden ist —, der Frau die Augen über diese Kleinigkeiten zu öffnen, aus Achtung vor ihrer großen Leistung als Hausfrau, Gattin und Mutter. Und es sind ja solche Kleinigkeiten!

Es ist beispielsweise nichts anderes, als mit schlechtgeputztem Haar bei Tisch zu erscheinen. Weil die Zeit so knapp war und weil es mühsam ist, stets vor jeder Mahlzeit ins Schlafzimmer vor den Spiegel zu laufen. Aber einen besonders erschreckenden Eindruck nimmt der Gatte nicht auf seinen Weg zur Arbeit... Es ist die Gewohnheit, den Menschen, die man genau kennt und deren Worte man schon im Voraus ergänzen kann, in die Rede zu fallen.

Es wirkt für Fremde, obwohl es ja nur „zeitparend“ gemeint ist, recht aufdringlich und vorlaut!

Und ist es nicht ein bißchen rücksichtslos gegen den heimkehrenden Mann, sofort von den weniger erfreulichen Haushaltsdiensten des Tages zu beginnen, zu stöhnen über das gerüttelte Maß von Arbeit, das so ein Hausfrauentag nun einmal umfaßt, und mit Rechnungen und Plänen zu kommen? Statt zunächst ein wenig Ruhe und Erholung einzutreten zu lassen, nach den Ereignissen im Berufsleben des Gatten zu fragen, ihn all diese Dinge durch das Erzählen loswerden zu lassen, und erst, wenn er sich frischer fühlt, mit den eigenen Sorgen zu kommen. Sofern Sie einem danach noch wichtig erscheinen!

„Ich habe keine Zeit!“ Ist dieser beliebte Hausfrauenausruf nicht ein bißchen rücksichtslos gegen alle? Gegen Mann, Kinder, Freunde und Bekannte? Beweist es nicht, daß die praktischen Haushaltsfragen der Frau wichtiger sind als alle menschlichen Beziehungen? Und ist das letzte Entschuldigende nicht rücksichtslos von der Frau — gegen sich selbst?

Salate, die die Jahreszeit bietet

Salat Waldorfs: Apfel, Fleischbällchen, Apfelsinenschmelz, Tomaten und rote Rüben werden in feine Stücker gewürfelt, mit Essig, Zitronensaft, Salz und Zucker abgeschmeckt und mit nicht zu fetter Mayonnaise übergossen. Bunt mit Früchten garnieren.

Gemischter Salat: Kopfsalat, Gurken, Scheiben, Tomaten, einige gefochte Kartoffeln, hartgekochte Eier und viel gehackte Kräuter werden fein gewiegt, mit Essig, Öl, Pfeffer, Salz und ein wenig säuerlichem Tomatenmark angemacht und eventuell mit etwas saurer Sahne verfeinert.

Bananensalat: Selleriestengel, Apfel- und Bananenschalen werden gut vermengt und mit etwas Zucker und Zitronensaft übergossen stehen gelassen. Kurz vor dem Auftragen überzieht man die Masse mit Mayonnaise.

Wir Hausfrauen raten einander!

Teppiche, die viel benutzt werden, sollte man nicht mit dem üblichen Sandfeger, sondern mit einem Reistrobbesen abfegen, weil dieser Besen die Wollfasern weniger lockert und angreift, als der andere. Lassen sich Fäden und Fussel schwer entfernen, so benutzt man einen groben Lappen, der in kaltem Wasser mit einem Eßlöffel Salzwasser getränkt ist, um ihn strichweise abzureiben. Sehr gründlich wird der Teppich gereinigt, wenn man den Teppich mittels reiner Leinwandtücher mit einer Quetschbewegung befreit und ihn nach zwei Stunden abreibt mit reinen Tüchern, die in kaltem Wasser ausgewaschen und über eine möglichst große Fläche gebreitet sind.

Große Wäsche kann man sich durch mancherlei Tricks erleichtern. Das ewige Ein- und Auschöpfen der Waschgefäße wird

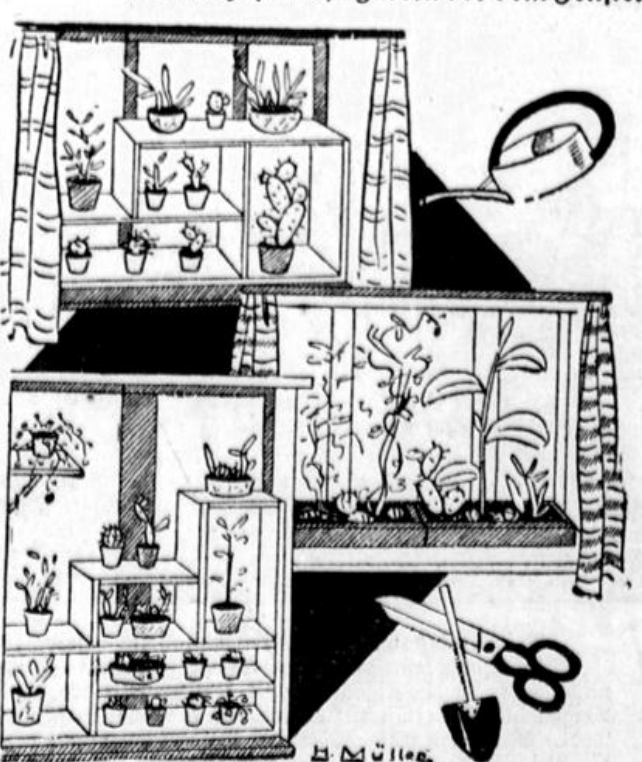
verfügt, wenn man sich eines Schlauchstüdes bedient, das vom Wasserhahn bis zum Gefäß führt. Ein Wäschewindhaften erleichtert auch der allein waschenden Frau ungemein die Arbeit des Auswindens großer Stücke und kann an jedes Waschgefäß angeschlossen werden. Ausgedochte Wäsche wird sofort grau, wenn sie nicht sofort wieder in heißes, sondern in kaltes Wasser kommt. Die Seifenteile erstarrten dann nämlich im Gewebe und es erscheint trüb und flockig.

Pelz- und andere Tierhaare entfernt man von Anzügen und Kleibern, indem man sich eines in Wasser ausgedrückten Gummischwammes bedient. Die hartnäckig klebenden Haare verschwinden dabei auf leichte und einfache Weise, ohne daß der Stoff angegriffen wird.

Wenn es jetzt kalt wird und Balkon und Garten nur noch spärlichen Blütenflor aufweisen, müssen wir uns einen Ersatz im Zimmer schaffen. Einen kleinen Phantasiegarten vor dem Fenster. In den seltensten Fällen, wo bis zum Fußboden herunter reichende Glasüren nicht häufig geöffnet werden müssen, kann man die flachen, treuen Blumenkästen mit Topfpflanzen, Gummibäumen, grünen Sträuchern, Kakteen und viel schmückendem Moos füllen und damit eine reizende kleine Oase im Zimmer schaffen. Meist aber muß man sich auf das Fensterbrett beschränken, kann es aber vielleicht durch einen Tischler verbreitern lassen, so daß auch hier eine kleine Tropenlandschaft entstehen kann. Nicht vergessen, die Fensterscheiben regelmäßig zu putzen. Um Luftfeuchtigkeit zu schaffen, wir man auf ein schmales Fensterbrett oder den Raum zwischen den Scheiben angewiesen ist, bewahrt sich stets die nette Bastelstille mit den Seilenenden von Zigarenkisten verschiedene Formen als besonders praktisch. Man setzt die kleinen Gerüste zusammen, nagelt sie eventuell und streicht sie farbfroh an, um sie dann mit den lustigen Kakteen- oder immergrünen Zierpflanzen zu besetzen, die uns im Winter den Garten ersetzen sollen.

Das praktische Heim

Kleiner Phantasiegarten vor dem Fenster

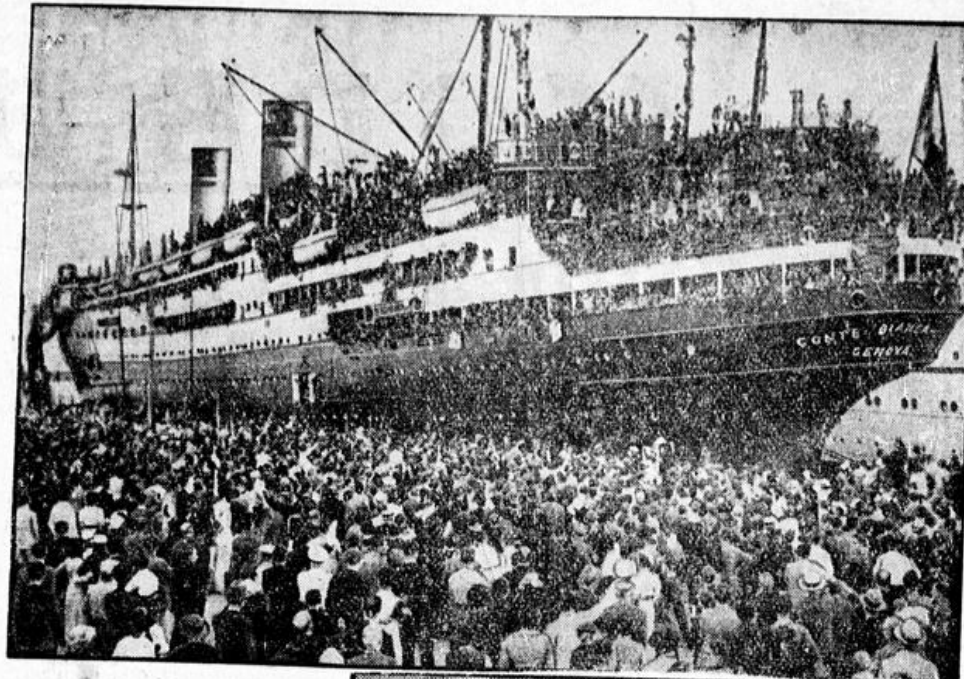


Zwischen Krieg . . .

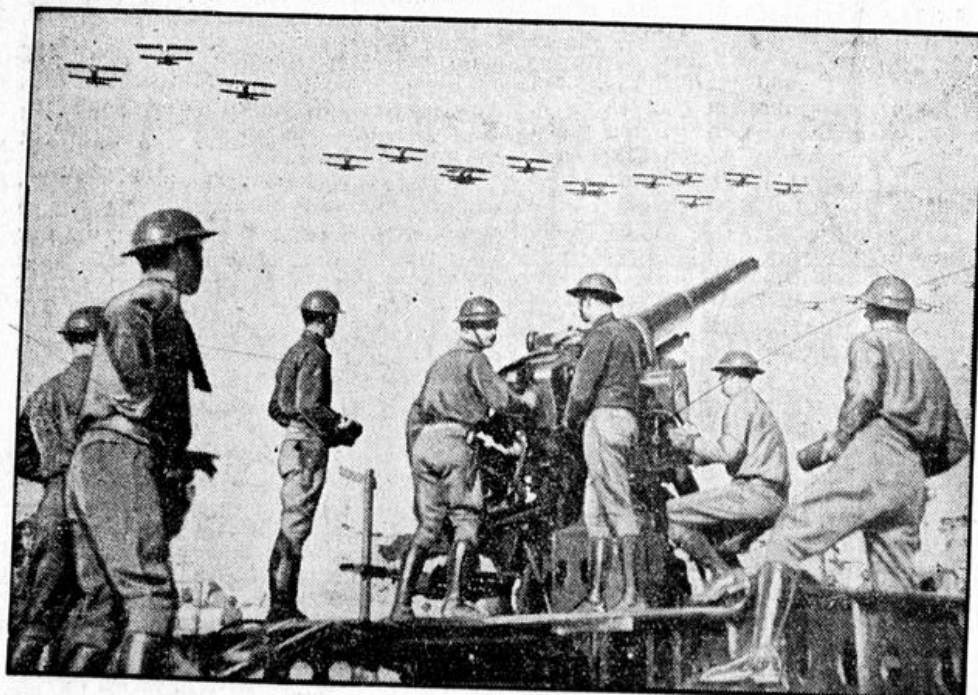
Bild rechts:

Abseifen zur Verteidigung bereit

Eine der neuesten Aufnahmen aus dem Lande des Regus: Unter Anweisung ausländischer Instruktionsoffiziere werden auf den Manöverfeldern Schützengräben für Übungszwecke ausgehoben.



(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Weitere Truppenverschiebungen Italiens nach Ostafrika
Kurz vor der Abfahrt der „Conte Biancamano“ im Hafen von Neapel.

Bild links:

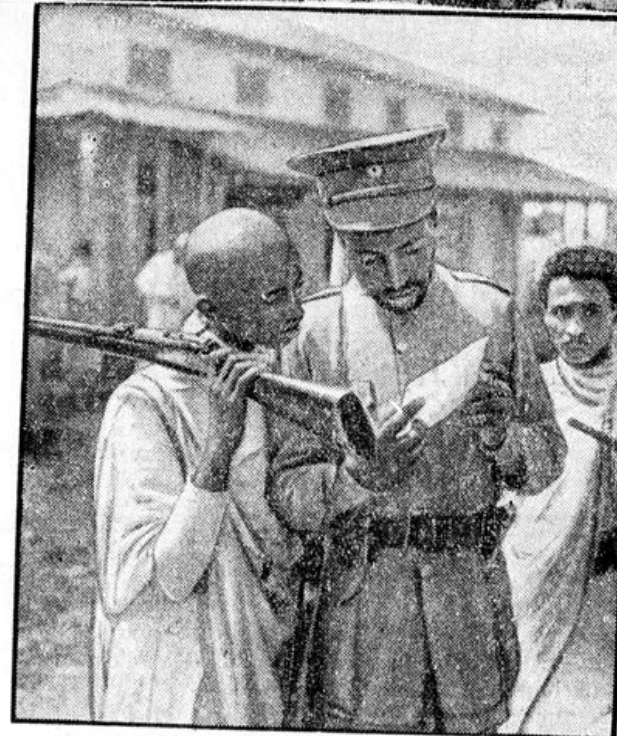
„Fliegerangriff“ auf die Weltausstellung San Diego

Eine interessante Aufnahme von den amerikanischen Luftmanövern: Bombenangriff mehrerer Flugzeuggeschwader auf die Weltausstellung in San Diego. 5-Zoll-Flugzeugabwehrgeschütze kämpfen gegen die in breiter Front nahenden Flugzeuge.

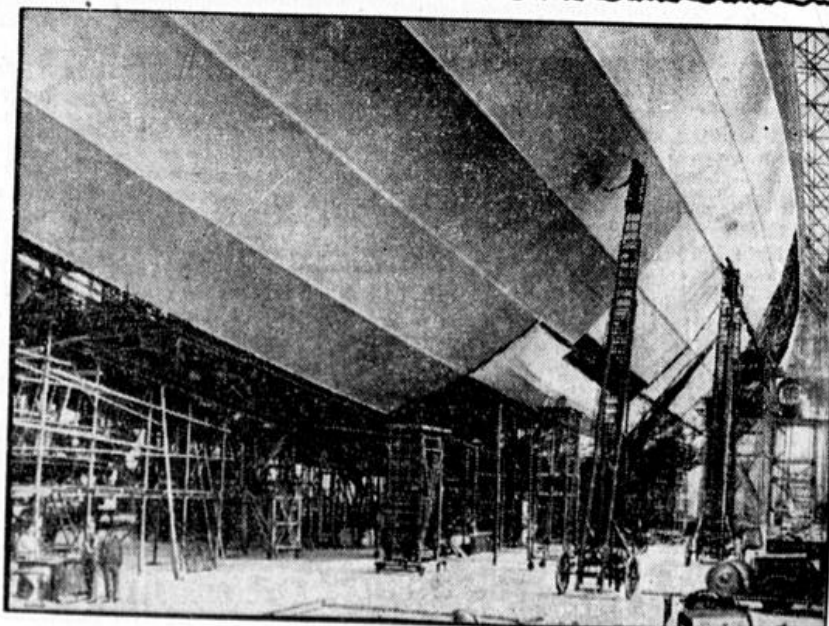
Bild rechts:

Die Zivilbevölkerung in Addis Abeba wird ausgebildet

Einem Äthiopier wird die Konstruktion des Gewehrs erklärt, damit er im Ernstfalle zur Verteidigung des Landes bereit ist.



Keine Kanone, sondern ein Riesenfernrohr!
Wie ein Riesenfernrohr mault das 21 Meter lange Rohr der Treptower Sternwarte von vorn gesehen an.

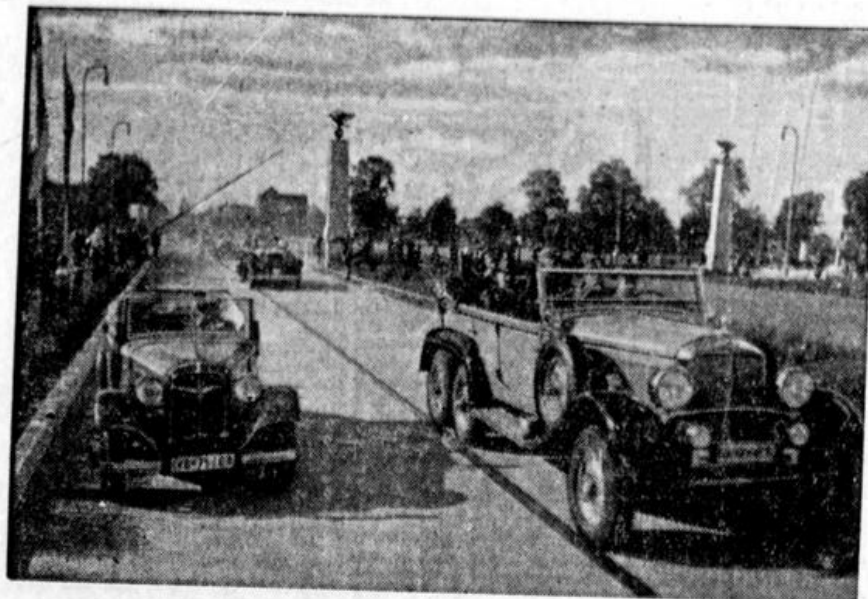
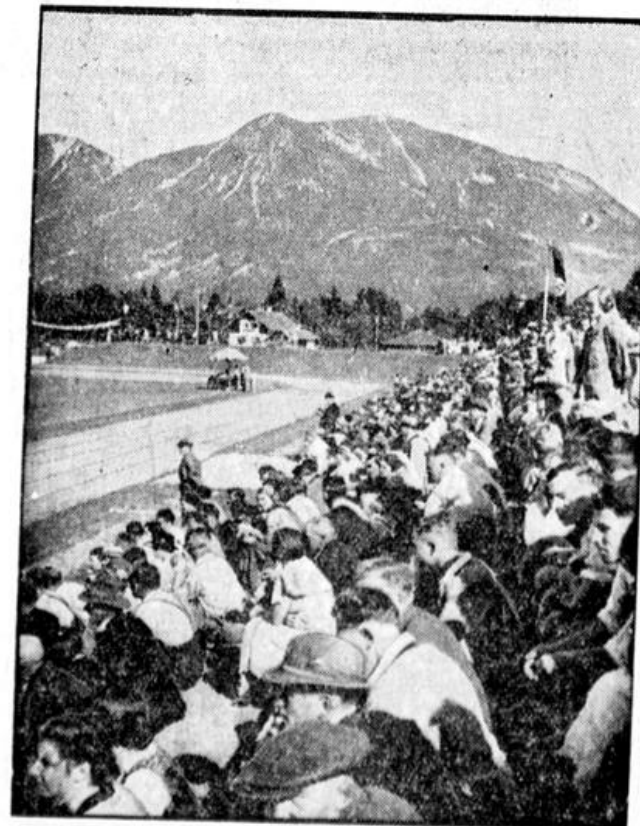


„L. 3. 129“ vor der Vollendung
Die Arbeiten am neuen deutschen Luftschiff „L. 3. 129“ schreiten rüstig vorwärts, und bald wird der Luftriesen seine erste Fahrt antreten.

Die Albert-Leo-Schlager-Kampfbahn eröffnet

Mit einer großen sportlichen Veranstaltung wurde die Albert-Leo-Schlager-Kampfbahn in Garmisch-Partenkirchen eröffnet. Die in schönster Bergwelt gelegene Kampfbahn wurde von Dr. Ritter von Galt, dem Führer des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, ihrer Bestimmung übergeben.

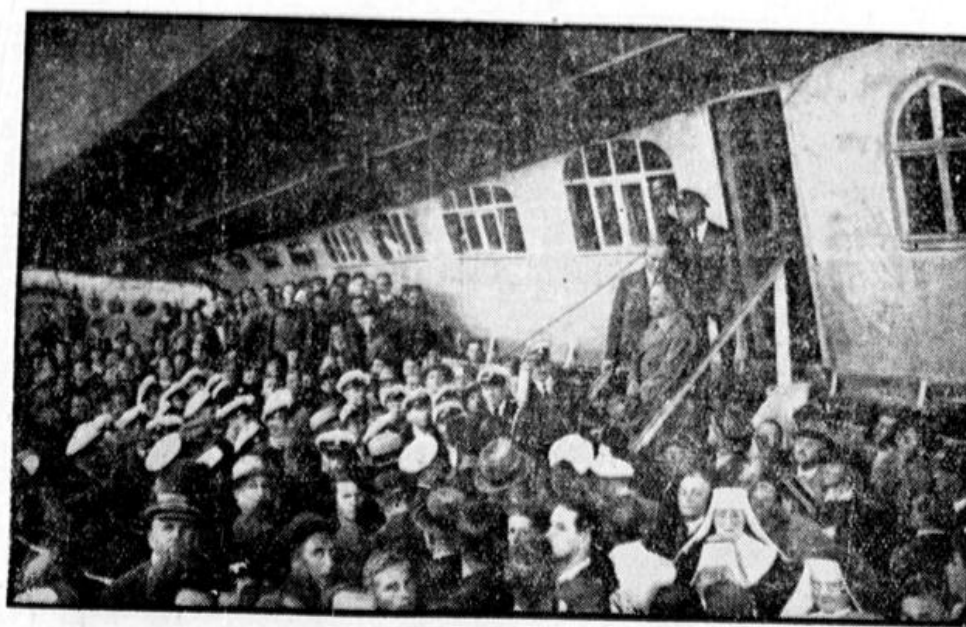
. . . und Frieden



Reichsautobahn Frankfurt—Mannheim—Heidelberg fertig
Besichtigungsfahrt der neuen Straße Frankfurt—Heidelberg, die jetzt nach genau zweijähriger Bauzeit fertiggestellt wurde. Im vorderen Wagen der Generalinspektion für das deutsche Straßenwesen, Dr. Ing. Loh. Unter den Ehrengästen der Besichtigungsfahrt befanden sich u. a. die Reichsstatthalter Sprenger und Wagner, der bayerische Ministerpräsident Köpfer u. der Kommandeur des 5. Armeekorps, Generalleutnant. Meyer.

Bild rechts:
Von der 100. Oceanüberquerung zurück

Bürgermeister Berlin-Friedrichshafen begrüßt die Passagiere und Mannschaft des Luftschiffes „Graf Zeppelin“, das von seiner 12. diesjährigen Südamerikafahrt und damit gleichzeitig von seiner 100. Oceanüberquerung nach Friedrichshafen zurückkehrte.



Spielplatz der Jugend

Hoch in Lüften

Drachen in Sport und Wissenschaft — Drachen angeln Fische

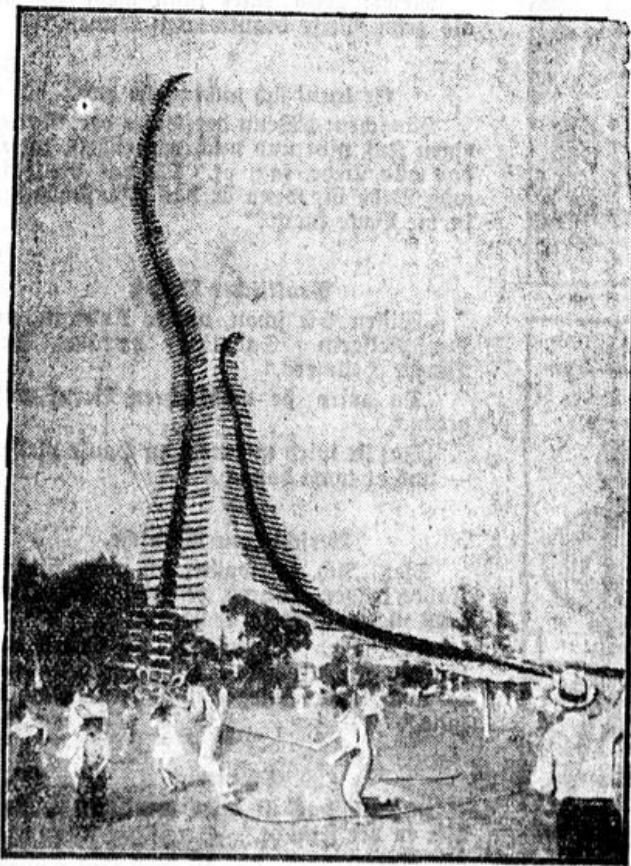
Von Peter Karz

Mehrere tausend Dollar hatte man in Edfio (Südpazifik) als Preis für den schönsten Drachen ausgeschrieben, um der Jugend einen Ansporn zum Segelflug zu geben. Was geschah? Anstatt der Kinder, die man mit Papiermodellen erwartet hatte, erschienen in der Hauptsache Erwachsene, die ausgezeichnet konstruierte Drachen aus Bambus und Ballonseide vorführten.

Die Zeit, da Kindern allein der Drachen vorbestanden blieb, ist vorbei. Auch bei uns sehen wir fast überall Erwachsene wie Kinder mit der Schnur in der Hand ihren Drachen halten, und die Modelle, die in den letzten Jahren entstanden sind, sehen himmelhoch über den einfachen Formen, die zur Zeit des Großvaters gang und gäbe waren. Segelflug und Drachensport haben ihre Beziehungen zueinander entdeckt und lernen voneinander. Technik und Wissenschaft mischen sich in den Sport und nehmen die Angelegenheit aus den Händen der Kinder. Nicht zum erstenmal! Sowohl im alten Griechenland übten Erwachsene das Spiel mit dem Drachen —



Zeichnung: Krusch

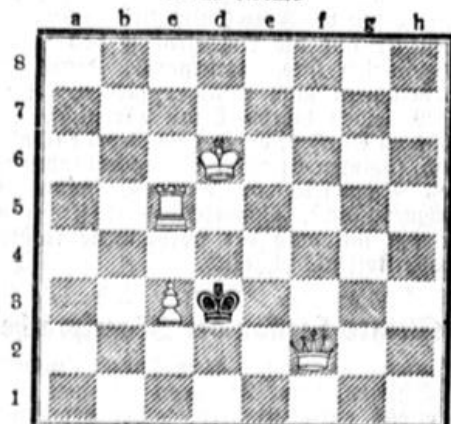


Jedes Jahr sechs neue Inseln

Eine holländische Statistik beschäftigt sich mit den neuen Inseln, die an Stellen auftauchen, wo vorher nur Ozean war. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß im letzten Jahrzehnt durchschnittlich jährlich sechs neue Inseln aufgetaucht sind. Freilich handelt es sich meist nur um kleine Eilande und Klippen, die kaum einen Kilometer lang zu sein pflegen, und die meisten von ihnen verschwinden bereits schon wieder nach wenigen Tagen.

Schachaufgabe

Heinz Netke



Matt in 3 Zügen.
Kontrollstellung 3 Figuren.
Weiß 4 Figuren: König d6, Dame f2, Turm e5, Bauer e3.
Schwarz 1 Figur: König d3.

Die richtige Lösung.
Zwei Wanderer sitzen im Walde beim Frühstück. Der eine holt fünf, der andere drei Brote aus der Tasche. Da naht sich ein dritter Wanderer, der mit begehrten Augen die Brote betrachtet. Er wird eingeladen, an dem Frühstück teilzunehmen. Sie essen die acht Brote zu gleichen Teilen. Der Fremde will sich nicht scheuen lassen und bezahlt, als er aufricht, acht Groschen. Die beiden zurückgebliebenen Wanderer denken nach, wie sie das Geld zu teilen hätten. Der eine ist der Meinung, daß sie nach der Zahl der gegebenen Brote zu teilen wäre. Der andere protestiert dagegen. Wer hat recht?

Familiennamen aus dem Beruf

Einiges von Suttner, Müller, Weber, Schüttler und anderen.

Ein weit größerer Teil unserer Familiennamen, als wir allgemein annehmen, entspringt aus dem Beruf der Vorfahren. Und es sind Bezeichnungen dabei, die heute den Urteilen nur Schall und Rauch sind, längst vergangene Namen für längst nicht mehr geübte Handwerke.

Müller, Meier, Schulze, Becker, Schneider — das ist deutlich und erklärt sich von selbst. Wer aber leitet den Suter, Sauter, Suttner, Sütterlin richtig von Schuhmacher ab, der lateinisch Sutor heißt? Wer denkt bei Scheer an den Bartschneider, bei Stüber, Stöber, Stöwer, Stüwer an den Nachrücker? Lesser leitet sich von Aderlass ab, der auch Schreber genannt wurde, weil er schreute oder schreifte, nämlich Schöpfköpfe setzte, ein dazumal beliebtes Heilmittel. Mäder und Meder sind vom Lande und mähnen die Ernte. Rötter, Rofner, Röpner sind Röpfer gewesen und heißen heute im Rheinland vielleicht Ruter, Euler, Uller oder Ullner. Spezialisten der Papier, die nur Schüsselchen verkosten, werden heute vielleicht Schüller oder Schütler genannt. Aus der Kaufmannschaft stammen die Vaudler, die in Schuppen Kaufleute waren, die Kridener, Kreutner, Kreutler, deren Spezialität Kolonialwaren bildeten, die Winkler, Tröbner, Tändler, Böfer, Sellner, welche dem Kleinhandel oblagen, der Söbner, der sich mit Lumpensammeln abgab. Frühere Wenzelschüler sind Familien mit Namen: Zimmeler, Zeldner, Zeltner. Der Name Zechner stammt aus den früheren Bezeichnungen für Arzt. Dörsler, Adersmann, Bauer, Niebuhr (Neubauer) sind eindeutig dem Landleben entnommen. Aber auch die

man schreibt seine Erfindung für Europa dem Archytas aus Tarent zu, der um 400 v. Chr. lebte — als auch im alten China. Dort feierte man um den Drachen ganze Feste und stellte wahre Kunstwerke aus Seide und Goldschmuck her, die erst im Festzuge durch die Stadt geführt wurden, ehe sie sich in die Lüfte erhoben.

Die erste gründliche wissenschaftliche Verwertung fand der Drache durch Benjamin Franklin, der mit ihm bewies, daß die Wolken elektrisch sind. Im Jahre 1752 ließ er einen Papierdrachen, der mit einer ausleitenden Spitze versehen war, an einer Leinwand aufsteigen. Als diese Schnur durch die Wolkenfeuchtigkeit ebenfalls leitend geworden war, konnte er aus einem Schlüssel, der an der Schnur befestigt war, elektrische Funken ziehen und damit eine Lebdener Flasche laden. Die Schnur selbst wurde an einem Seidentuch isoliert gehalten. Man hat seitdem noch manchen ähnlichen Versuch gemacht, um die Luftelektrizität zu untersuchen, und nannte derartige Modelle elektrische Drachen. Fast gleichzeitig mit Franklin machte de Romas ähnliche Versuche; er stellte als erster fest, daß die Luft elektrisch ist, auch wenn noch keine Spur eines Gewitters vorhanden ist. Wilson, der schon drei Jahre vor Franklin sich mit der Möglichkeit beschäftigte, durch aufsteigende Drachen die Eigenschaften höher liegender Luftschichten zu untersuchen, schickte mit seinen Modellen Thermometer hinauf und stellte verschiedene Stufen der oberen Lufttemperatur auf. Die Entwicklung der Ballontechnik machte der wissenschaftlichen Bedeutung des Drachens als Forschungsinstrument ein Ende.

Als praktischen Gebrauchsgegenstand aber haben den Drachen nur die Bewohner einiger Südeinseln eingeführt. Hier hilft er den Fischern bei ihrem Tageswerk. Man befestigt nämlich am Schwanzende des Drachens einen ölgetränkten Lederstreifen oder geölten Bast, der sein Wasser annimmt und sich dadurch nicht beschwert, läßt den Drachen vom Boot aus steigen und hält ihn in einer Höhe, daß das Schwanzende im Wasser schleift. Ein angestrichelter Köder lockt die Fische zum Anbeißen. Merkt der Besitzer des Drachens, daß ein Opfer am Köder hängt, meist sind es Hornfische, die auf diese Weise geangelt werden, so holt er den Drachen langsam ein, nimmt den Fang ab, befördert den Schwanz neu und läßt seinen treuen Helfer wieder steigen.

Lustige Gde.

Beim Friseur.

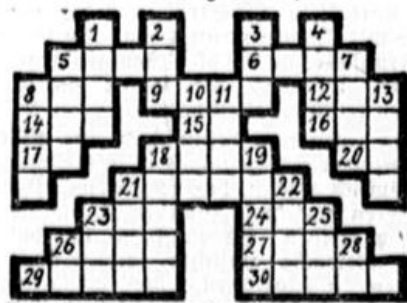
Kunde: „Ist das Ihr Hund?“
Haarschneider: „Nein!“
Kunde: „Er scheint Ihnen sehr gern beim Haarschneiden zuzusehen!“
Haarschneider: „Das gerade nicht, aber wissen Sie, manchmal geht ein Schnitt daneben — und so ein Stückchen Ohr ...“

Zwei Seelen und ein Gedanke.

Freund: „Wir hat sich immer der Gedanke aufgedrängt, daß bei Eheleuten, wenn sie erst längere Zeit verheiratet sind, auch die Gedanken fast ganz gleiche werden. Ist das nicht so?“
Chemann: „Ganz recht; meine Frau überlegt sich in dieser Minute bestimmt, was sie mir sagen will, wenn ich wieder so spät nach Hause komme, und ich — warum sollt' ich's leugnen? — ich überlege mir eben ganz das selbe.“

kleinen Betrag, da seine Tochter ihm gekündigt hat, auf seine Frage nach dem Stück Auskunft gab. Er ist zu Hause kam es zu einem kleinen Kampf, da das junge Mädchen in seiner Verliebtheit etwas vergessen hatte. Was war das?

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 5. männlicher Vorname, 6. römischer Kaiser, 8. Gattung, 9. Flug in der Welt, 12. Stadt in Belgien, 14. Gemütskur, 15. Maß, 16. Gestalt aus dem Rabelungentel, 17. tierisches Produkt, 18. Zumpvogel, 20. Flug in Äthiopien, 21. Aufbewahrungsort, 22. Märchengestalt, 24. biblische Person, 26. Schmerz, 27. Kartenblatt, 29. bergmännische Bezeichnung, 30. bekannter Verleger.
Von oben nach unten: 1. Abgeandter, 2. Tur, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Lebensgefährtin, 5. Spelle, 7. männlicher Vorname, 8. Lebenshauch, 10. Eigentum, 11. Teil des Auges, 13. Göttin, 18. weiblicher Vorname, 19. biblische Stadt, 21. Bruchstück, 22. Vogel, 23. Feld, 25. französischer Marichall, 26. Flug in Italien, 28. französische Insel.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung der Schachaufgabe:
1) L e5 — b2, ... K d5 — e4 oder a) n. b); 2) S e6 — b4, ... K e4 nimmt b4; 3) T f2 — f4 setzt matt.

a) 1) ... K d5 — e6; 2) S e6 — e7, ... K e6 nimmt e7; 3) T f2 — e2 setzt matt.
b) 1) ... K d5 — e4; 2) L a4 — b3, ... K e4 — d3; 3) S b7 — e5 setzt matt.

Wörterbild.

Wird auf die rechte obere Ecke stellen, dann ist der Führer zwischen Rudrad, Helsen und Wollen zu sehen.

Illustriertes Kreuzworträtsel

Wagerecht: Sun, Kamera, Horn, Glas, Sieben, See; senkrecht: Atlas, Weiße, Zahlen, Garbe. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzusetzen.

Wie kommt der Fluß dazu?
Weil die Erde sich (nördlich) drehen. Pflegen alle in nord-südlicher Richtung fließenden Flüsse mit der Zeit ihren Lauf allmählich nach Westen zu verlagern, wie auch bei allen in nord-südlicher Richtung laufenden Eisenbahngleisen die westlich liegende Schiene stärker abgenutzt wird.

Geographisches Silbenrätsel.

1. Schlefien, 2. Gremona, 3. Hennegau, 4. Apurimac, 5. Friedrichsruh, 6. Eisenberg, 7. Waterloo, 8. Gischweiler, 9. Regenstein, 10. Delphi, 11. Edinburg. — Schafe werden auch jorrig.

Kamerad Müller in Rötten.

Kamerad Müller hat 15 Johannisbeersäulen gepflanzt, denn es stehen ihm nur 5 mal 3 Meter gleich 15 Quadratmeter zur Verfügung. Der 20 Zentimeter breite und 5 Meter lange Streifen fällt ja aus.

Die Wette

Aus der bekannten Weinstube von Futter und Wegener in Berlin schaukelten um die Mittagstisch drei lustige Gestalten, denen man es ein wenig anmerkte, daß sie ein gutes Frühstück hinter sich hatten. In ihrer Mitte befand sich Theodor Fontane. Sie richteten ihre Schritte auf den Verkaufstand einer sehr biden Marktfrucht zu, die auf dem Platz vor dem Schauspielhaus stand und dort Apfel verkaufte. Sie betrachteten eine Weile das Treiben vor dem Stand der Marktfrucht, deren Geschäft so gut ging, daß sie fortwährend Apfel abwog.

Endlich stieß Fontane die beiden anderen an und sagte:

„Ich weiß genau, was die Frau wiegt!“

„Das ist Unsinn“, sagte einer der beiden anderen, „bei einer solchen Leibesfülle kann man nie genau wissen, was ein Mensch wiegt!“

„Natürlich kann ich das!“ beharrte Fontane bei seiner Meinung, „wollen wir wetten?“

„Na gut“, sagten die anderen; und als sie die Wette durch Handschlag abgemacht hatten, fragten sie:

„Nun, was wiegt die Frau denn?“

Da lachte Fontane herzlich:

„Seht ihr denn das nicht?“

„Nein!“

„Sie wiegt — Apfel!“

Ablehnung.

Eines wurde einmal von einem Braunschweiger Verlag, der nur unbedeutende Schriften verlegte, aufgefordert, einen Band humoristischer Gedichte zu schreiben. Er schrieb darauf an den Verlag folgende kurze Antwort:

„Ich könnte wohl einen Band humoristischer Gedichte schreiben, will es aber nicht. Ich gebe Ihnen anheim, sich an meinen Kollegen, den Gelegenheitsdichter Teufelmeier in Wolfenbüttel, zu wenden, der schreibt Ihnen gern einen Band humoristischer Gedichte, obwohl er es nicht kann.“

Erwidert.

Als Fritz Reuter seinen Lebensabend in Eisenach verlebte, traf ihn auf einem Spaziergang ein Jugendfreund und redete ihn reichlich vertraulich an:

„Alter Bursche, du lebst noch? Wie freue ich mich, dich wiederzusehen, denn ich hatte gehört, du wärest gestorben.“

„Und du bist nicht einmal zu meinem Begräbnis gewesen!“ erwiderte Reuter schlagfertig. „Für einen solchen Freund danke ich!“

Verbindungen.

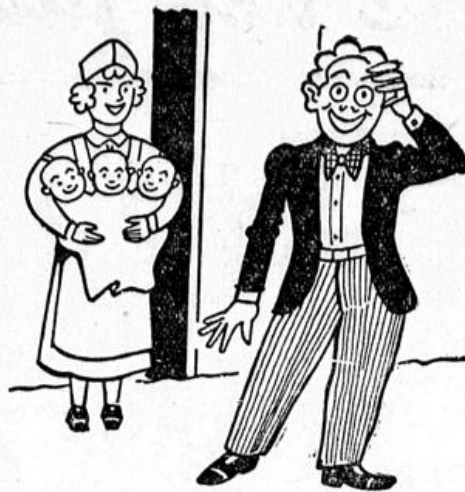
Chemielehrer: „Nennen Sie mir eine leicht und eine schwer lösliche Verbindung.“

Höhere Tochter: „Die Verlobung — und die Ehe.“

Buntes Allerlei



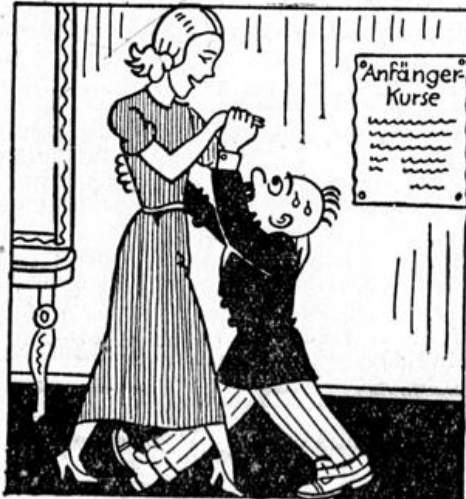
„Wenn du dir jetzt noch das geringste erlaubst, Ottilie, lasse ich mich scheiden!“



Der ahnungslose Papa: „Sagen Sie es mir nicht, — ich will raten, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist.“



„Ausgerechnet beim Weltretorikanten mußte ich einbrechen!“



Tanzlehrerin: „Zuerst wird Sie das Hüften der neuen Tänze ein wenig in den Hüften erwidern!“



Zeichnung: Krusch

Der Exerzitor: „Herr Direktor, darf ich heute mal so nach Hause gehen, ich habe meinen Regenmantel vergessen!“

Die Wirkung

In der Nachkriegszeit las der fährende Vertreter der expressionistischen Richtung aus seinen eigenen Werken vor einer Zuhörerschaft in Halle, die hauptsächlich aus Studenten bestand.

Nur abgehackte und verflämte Worte wie unzusammenhängende Satzreste flogen durch den Saal. Von den wenigen Zuhörern ging plötzlich einer zum Fenster und öffnete es. Der Saalbedienter kam herbei und fragte den Studenten, der das Fenster geöffnet hatte:

„Sie können doch das Fenster nicht aufmachen. Es ist kalt draußen und wird im Saal ziehen.“

Da sagte der Student:

„Entschuldigen Sie, aber ich bin gewöhnt, immer bei offenem Fenster zu schlafen!“

Das durfte nicht kommen.

Lehrer: „Warum haben die Hühner eine längliche Form? Meier, du bist wieder nicht bei der Sache. Woran hast du jetzt gedacht?“

Meier: „An einen Spruch, den mein Vater oft gebraucht.“

Lehrer: „So, wie heißt der denn?“

Meier: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können.“

Er kennt sich nicht mehr aus.

Hänschen: „Wenn der Vater der Mutter einen Fuß gibt und mich verprügelt, tut er das aus Liebe, sagt er. Ob das vielleicht auch Liebe ist, wenn er das Dienstmädchen in die Wade knieft?“

Praktischer Beruf.

„Wissen Sie schon, unsere Kollegin, die Kunstseilerin Savatini heiratet den Tänzer Hellmers.“

„Da wird sie wohl ihren Beruf aufgeben.“

„Ja; sie wird nur noch zu Hause pfeifen — und er tanzt danach.“

Verschiedene Wünsche.

Sie: „Ach, ich wollte, ich wäre fünfzig Jahre früher geboren, damit ich dich Gehalts nie kennengelernt hätte.“

Er: „Und ich wollte, du wärest vor tausend Jahren geboren. Dazumalen gab es noch keine Spiegel und keine Damenhüte.“

Schwierig.

„Mutti, das ist aber komisches Haaröl hier in der Flasche.“

„Aber Junge, das ist doch kein Haaröl, das ist flüssiger Leim.“

„Aber Mutti, wie soll ich denn nun die Mütze wieder vom Kopf runterkriegen?“

Wald Feld und Heide

Von der Bedeutung des Farnkrautes

Dem an Regen, Hecken und in unseren Wäldern in großen Mengen wachsenden Farnkraut schenkt man meistens nur geringe Beachtung. Selten versteht man sich einmal so weit, daß man einzelne Stücke dieser hübschen Pflanze im Garten verwendet, damit sie hier als Ziergewächse dienen.

Und doch könnte das Farnkraut uns noch manchen anderen Dienst leisten, denn es besitzt eine nicht zu unterschätzende erhaltende Kraft. In früheren Jahrhunderten benutzte man es vielfach bei der Seifebereitung, ja selbst bei der Herstellung des Glases fand es damals Verwendung. Das Farnkraut enthält nämlich einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an alkalischen Bestandteilen, die bei der Gewinnung von Seife und Glas verwendet werden.

Diese gewähren ihm auch seine erhaltende Kraft, die man schon längst in England erkannte. So verpackte man damals beispielsweise oft wertvollere Obst, das in den Handel kam, in Farnkraut. Englische Botaniker hatten ihre Landsleute längst auf die konservierende Eigenschaft der Pflanze aufmerksam gemacht und zu Versuchen mit ihr aufgefordert. Je mehr man nun die Wahrnehmung machte, daß tierische und pflanzliche Erzeugnisse, wenn man solche mit Farnkraut umgibt, sich lange Zeit frisch erhalten, desto mehr nahm man dieses Kraut in Gebrauch, und desto größer wurde die Nachfrage danach. Noch vor 40 Jahren verpackte man auf der englischen Insel Man alle Heringe, die frisch versandt wurden, einfach in Farnkraut. Ein von einem deut-

schen Naturforscher im Jahre 1866 angestellter Versuch, das Farnkraut zur Aufbewahrung und Erhaltung von Kartoffeln zu benutzen, gelang vollständig. In einer Grube wurde die Hälfte der dort aufgeschichteten Kartoffeln mit Stroh, und die andere Hälfte mit Farnkraut umgeben. Im folgenden Frühjahr waren die ersten größtenteils verkauft, während die letzten sich vollkommen frisch erhalten hatten.

Das Farnkraut besitzt noch eine andere beachtenswerte Eigenschaft. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß es vielen Insekten und deren Larven so zuwider ist, daß sie es gänzlich meiden. Es empfiehlt sich daher, dieses Gewächs zwischen solchen Kulturpflanzen anzubringen, die erfahrungsgemäß durch die Insekten viel zu leiden haben.

Neue Untersuchungen über den Winterschlaf der Tiere

Den rätselhaften und merkwürdigen Vorgang des Winterschlafes der Tiere hat man in neuester Zeit auf Vorgänge in den Drüsen zurückgeführt. Die Untersuchung von Schilddrüsen der Fledermäuse und Zigel im Winterschlaf zeigte eine Neubildung, während zur Zeit des Erwachens im Frühjahr ein Wiederaufleben der Drüsenprozesse festgestellt wurde. Man suchte also schlafende Tiere durch Zuführung von Schilddrüsenstoffen aufzuwecken, und dies gelang auch bei Zigel. Ist diese Erweckung aus dem Winterschlaf aber eine spezifische Wirkung des Schilddrüsenextraktes? Zahlreiche Ergebnisse über diese Versuche führten zu überraschenden

Schlüssen auf den Wert solcher Organextrakte. Man konnte auch mit einer ganzen Reihe anderer Organextrakte die gleiche Wirkung erzielen wie durch den Schilddrüsenextrakt. Immer wurden die Zigel in gleicher Weise im Verlaufe von einigen Stunden aus dem Winterschlaf erweckt. Die Substanzen, die auf den Zigel wirkten, mühten also in allen Extrakten vorhanden sein. Weitere Untersuchungen zeigten aber, daß es gar nicht auf den Extrakt ankommt, sondern nur auf die Temperatur der dabei verwendeten Flüssigkeit. Antizipiert man nämlich dem Zigel eine Flüssigkeit, die drei bis acht Grad höher ist als seine Bluttemperatur, so wacht der Zigel nicht auf. Es handelt sich danach lediglich um Wärmeeinflüsse. Das Wärmecentrum des schlafenden Zigels ist so fein eingestellt, daß diese Reize genügen, um bei ihm die ungeheure Wirkung zu entfalten, die aus einem Kaltblüter einen Warmblüter macht. Es ist also nur Zuführung von Wärme notwendig, um den Zigel aus dem Winterschlaf zu erwecken. Und damit fällt die ganze Theorie von der Einwirkung der Drüsenorgane in sich zusammen.

Wirkung des Stadtnebels auf kultivierte Pflanzen

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die dichten Nebel, die sich namentlich an industriereichen Orten in einer auch uns Menschen störenden Weise häufig einstellen, der Entwicklung der Pflanzen besonders schädlich sind. Aus näheren Untersuchungen fand man schließlich, daß der Nebel aus zwei Ursachen den Pflanzen schädlich ist.

Erstens entzieht er ihnen das zur Entwicklung nötige Licht und zweitens trinkt er sie mit giftigen Stoffen. Was die Entziehung des Lichtes anlangt, für welches der Nebel einen je nach seiner Dichte mehr oder weniger undurchdringlichen Schirm darstellt, so ist die nicht für alle Pflanzen gleichmäßig gefährlich. Vielmehr werden niedere Pflanzen, welche bei ihrer Entwicklung überhaupt weniger auf die Anwesenheit des Lichtes angewiesen sind, naturgemäß durch den Nebelschirm auch weniger gestört. Ferner a. V. leiden hierdurch fast gar nicht. Von giftigen Stoffen, die in dem Nebel enthalten sind, kommen in erster Linie Verbindungen des Schwefels in Betracht, namentlich Schwefelsäure, Schwefelwasserstoff; jedoch erwies sich auch der vorhandene Kohlenwasserstoff als schädlich.

Kleines Lexikon der Jägersprache

Ruden — übte Gewohnheit mancher Schützen, beim Abfeuern mit dem Kopf etwas zurückzufahren, dabei gewöhnlich mit dem Auge zu zwinkern und — vorbeizuschicken. Man nennt solche Jagdfreunde feuerscheu und solche Schüsse Ruder oder Wanter.

Witterin — nennt man in Tirol das weibliche Murmeltier.

Nachfahren — im Jelen mit dem Gewehr dem fliegenden oder laufenden Wild mit dem Korn folgen, bis man den Augenblick zum Losdrücken für günstig hält.

Nachpressen — sagt man vom Hühnerhund, wenn er den von ihm gestandenen Hühnern oder dem Hasen nachjagt, was eine Untugend aller jungen und der nicht fern geführten alten Hunde ist.

Nachsuchen — einem franken Wild auf der Fährte folgen, was meist mit dem Schweißhund geschieht oder doch geschehen soll.